

Neue

Kunst-Novellen

von

J. P. Lyser.

Erster Band.

Mit vier Zeichnungen vom Verfasser.

Beschmutzte und aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.









Neue

Kunst-Novellen

von

J. P. Lyser.

Erster Band.

Mit vier Zeichnungen vom Verfasser.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1837.



Herrn Carl Kaskel

in

Dresden.

J. P. Lyser.

Erklärung der Zeichnungen

zum

ersten Theil.

Callot.

Jaques Callot mit seiner kleinen Geliebten Alice im traulichen Gespräch; er scheint so eben die Worte des alten Volksliedes:

„Allzeit beständig,
Nimmer abwendig,
Treu will ich sein!"

recitirt zu haben. Im Hintergrunde lauscht, Eifersucht und Erstaunen verrathend, das Fac-totum des alten Herrn Callot: — Monsieur Martin. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß der Zeichner sich bestrebte, in diesem Blättchen Jaques Callot's Manier möglichst treu wieder zu geben.

Der Grazioso.

Der Primo-Amoroso der Truppe hat den Grazioso, der die schöne Fiametta liebt, bitter verhöhnt, weil das eitle Mädchen nur allzuwohl die Huldigungen des Fürsten — (mit welchem sie eben den Circus verlassen) — aufnimmt.

Giovechino antwortet seinem Feinde, erst mit anscheinender Kälte, die aber im Verfolge in wilden Zorn übergeht: „So du es wagst Bube" — ruft er außer sich — „so du es wagst, wieder eine Sylbe zu erwähnen — bei allen Teufeln!

hier oder am Fuße des Vesuvs, es ist mir gleich.“ — Bei diesen Worten greift er nach dem Messer, Antonio Montecavallo springt, einen Schreckensschrei ausstoßend, zurück und hält sich nur mit Mühe zitternd an einen Pfeiler aufrecht. Die verschrobene zusammengesunkene Gestalt, das verzerrte Gesicht, die schielenden Blicke des Primo-Amoroso charakterisiren die feigen elenden Verläumder, so wie Giovechino's edle trotzige Haltung für ihn einnimmt, indem sie für ihn fürchten läßt.

Tartini.

Tartini, als Nachtwandler auf dem Dache des Franziskaner-Klosters zu Assisi, die Teufelssonate spielend — neben ihm in reitender Stellung das Phantom, ebenfalls die Geige spielend.

Der alte Musikant.

Friedemann Bach als Greis bei der Leiche seines jungen Freundes Theodor am Neujahrsmorgen des Jahres 1784. Die Weinflasche, die Gläser auf dem Tischchen am Bette, die Geldbörse am Boden, zeigen an, wie verzweifelt lustig es in der verflossenen Nacht herging. Friedemanns Anzug verräth die äußerste Armuth.

Jaques Callot.

Der alte „**noble Lorrain** *)" René Callot war einer der berühmtesten Sachwalter, welche um's Jahr **1609** in der schönen Stadt Nancy lebten. Alle Einwohner kannten ihn, die Großen wie die Kleinen, die Vornehmen wie die Geringen, und Alle hielten ihn in Ehren; denn obschon René ein Wunder von Gelehrsamkeit genannt ward und das Recht so fleißig studiert hatte, daß er daraus machen konnte, was er nur immer wollte, war er doch ein herzensguter Mann, mild und dienstfertig gegen Alle, so mit treuherziger Miene ihm nahten.

Nur ein armer Teufel lebte in Nancy, der sich keines freundlichen Wortes noch Blickes seit langer Zeit von Herrn René erfreut hatte und fast verzweifeln mußte, je wieder seine Gunst zu gewinnen.

---

*) So schrieben sich beide Callots.

Es war dies Jaques, der eheleibliche Sohn des alten „edlen Lothringers“, ein lustiges Bürschchen von etwas über fünfzehn Jahren, mit schönen braunen Locken, eben solchen Augen, einem Stutznäschen und einem Mund, der geschaffen schien, sein Lebelang zu küssen, zu singen und zu lachen.

Anders hatte es freilich Herr René beschlossen! Jaques sollte ein ernster Mann werden, weder küssen, singen noch lachen; dafür aber das peinliche Recht studieren.

Jaques erschrak, als er den Willen des Alten erfuhr, und wußte erst nicht, was er dazu sagen sollte; als er sich aber endlich ein Bischen gefaßt hatte, erklärte er treuherzig: „Wie er ganz und gar keine Neigung und noch weniger Geschick in sich verspüre, ein Rechtsgelehrter und vollends ein so berühmter, als sein lieber Vater einer sei, zu werden.“

Der Nachsatz schmeichelte dem Alten, was der schlaue Junge auch wohl bezweckt haben mochte; schmunzelnd entgegnete er: „Die Lust wird schon kommen, Söhnchen! jeglicher Anfang in den edlen Wissenschaften ist schwer! ja für Manche bitter wie Wermuth. Aber das gibt sich, so das wilde Gemüth

nur erst zahm gemacht und gehörig dressirt worden, daß alle Kräfte deines Geistes auf das herrliche jus ausschließlich fixirt sind. — Was das Berühmtwerden betrifft, so sei deshalb außer Sorgen! denn erstens trägst du meinen Namen, und zweitens versteht es sich von selbst, daß ich, so lange ich lebe, bei jedem wichtigen Casus als treuer Rathgeber dir beistehen werde."

Jaques blickte verlegen-lächelnd zu Boden.

„Sprich selbst," — fuhr Herr René gütig fort — „sprich selbst, mein Sohn! ist dir ein Stand bekannt, welcher (so du Alles reiflich überlegst, abwägest und zusammenfassest) — mehr Vortheil, Ehre, Ruhm, Geld, in Summa: mehr Selbstzufriedenheit gewähren könnte, als der eines berühmten Advokaten, wie dein Vater einer ist?" —

„Hm! — ja!" versetzte Jaques schüchtern. — „Freilich wüßt' ich wohl einen" —

„So? du wüßtest einen?" fragte Herr René mit großen Augen. — „Ei, so sprich, Jaques, so sprich! —"

Und ermuthigt platzte Jaques heraus: „Ich möchte ein Maler werden." —

Als hätte der Donner ihn gerührt, stand Herr René bei dieser Antwort da! — Seinen Sohn anstarrend, versuchte er einigemal vergeblich zu reden! Endlich aber fand er Worte und rief mit sehr beweglicher Stimme: „Jaques! mein Sohn! hört' ich wirklich recht? — Ein Maler willst du werden? ein schnöder Farbenfleckser und unnützlicher Pinsler? Du, der Sohn des alten René Callot, und höher achtest du jenen armseligen Stand denn alle andern? — — Junge! welch' ein böser Geist ist in dich gefahren und verblendet dich, daß du mit sehenden Augen dem Abgrund des Verderbens zurennst?! Was kann denn ein Maler? — Malen! — sonst nichts! Was ist Malen? Spielerei! — Wem nützt sie? Niemanden! höchstens ergötzen sich die Kunstnarren d'ran. — Und du glaubst, sie achten den Maler? Glaube das nicht, Jaques! — Taugt seine Schilderei, so vergessen sie über das Werk den Schöpfer. — Taugt sie nicht, so wird er verlacht und verspottet. In beiden Fällen kann er, — wo nicht geradezu verhungern, doch sein Lebelang die Kunst des Entbehrens studieren und jeder Narr und jeder schuftige Neider darf ungestraft ihn schmähen."

„Wenn mich Einer beleidigt, stech' ich ihn todt!" — fiel hitzig Jaques ein.

„Und verfällst, als absichtlicher Tödter, dem Criminalgericht! — (entgegnete Herr René mit Nachdruck), welches dich hinwiederum zum Tode verurtheilt. — Siehst du, wie dumm du bist, und was für Unheil daraus entstehen kann, wenn Einer nicht weiß, was vor dem Gesetze Recht ist? — Mir würde es nie einfallen, Jemanden zu tödten, aber sicher eben so wenig Jemanden, mich zu beleidigen. Gib doch nur einmal Acht, wenn ich über die Straße gehe, wie alle Leute sich vor mir bücken und wie sie so höflich sind; warum? Jeder denkt daran, daß ich ein Advokat bin, und wie es kommen kann, daß er heut' oder morgen vor Gericht erscheinen muß, wo es denn wieder kommen kann, daß ich entweder zu seinem peinlichen Ankläger, oder zu seinem Defensor bestellt werde! Wie nun? — O, wüßtest du, mein Jaques! was ein Sachwalter Alles kann, je nachdem er Ankläger oder Defensor ist! — ehrfurchtsvolles Staunen würde dich erfassen, und liebebrünstig würdest du der blinden Göttin mit der Wage und dem dräuenden Schwerte — der heh-

ren Justitia — dich in die geöffneten Arme werfen.“

Aber Jaques warf sich nicht! — im Gegentheil! er bewies dem Vater: wie das eigentliche Leben nur dem wahren Künstler in aller Herrlichkeit und Schöne aufgehen können. Er erwähnte der von der ganzen Welt geachteten und bewunderten Künstler Rafael Sanzio, Michel Angelo, Antonio Allegri und des ehrwürdigen Leonardo da Vinci, welcher Letztere in den Armen des größten Königs seiner Zeit, nämlich Franz I. von Frankreich, verschieden; und daß wohl kein Sachwalter, und wär' er der geschickteste! es je so weit bringen würde, wie jene Männer es wirklich und wahrhaftig gebracht hätten.

So sehr sich der alte René, insgeheim, über die Gegenrede seines Sohnes freute, da die Gründe, welche er für seine Sache vorbrachte, mit Geschick zusammengestellt waren, kunstreiche Schlüsse nicht fehlten und sogar einige schlagende Beweise beigebracht worden — (Alles Zeichen, daß ein großer Rechtsgelehrter in dem Jaques stecken müsse! —) dennoch war ihm der letzte Satz — eben weil er traf! — allzu stark. Mit zorniger Miene gebot er

daher seinem Sohne: Schweigen und Gehorsam! und aller Bitten und Thränen des Armen ungeachtet, blieb er dabei, daß er ihn zum Rechtsgelehrten machen wolle.

Wirklich mußte Jaques schon Tages darauf, unter des strengen Vaters Aufsicht, seine Studien beginnen. Das Bürschchen half sich, so gut es gehen wollte, war faul, nachläßig! — der Alte ärgerte sich und quälte ihn mehr und mehr! —

Aber es fruchtete nichts, als daß Vater und Sohn sich immer mehr und mehr von einander entfernten. — Eine solche Mehrheit war jedoch stets von Uebel.

„Nein!“ rief Jaques endlich ungeduldig. — „Nein! so geht's nicht länger! Ich kann nicht lassen von der holden Kunst, die mich von frühster Kindheit an zu sich zog! aber mein Alter jammert mich! Er ärgert sich zu Tode, wenn ich nicht bald ihn überzeuge, daß ich wohl etwas Besseres werden kann als ein Advokat. Drum rasch einen Entschluß gefaßt.“

„Jaques! Jaques!“ rief eine helle Mädchenstimme dicht hinter ihm. Er wandte sich und erblickte seine kleine hübsche Cousine Alice.

Alice war nur um ein Jahr jünger denn Jaques, eine Waise und seines Vaters Mündel. Die Kinder waren zusammen aufgewachsen und einander so gut, wie nur immer zwei junge Leutchen in ihren Jahren es sein können; will sagen: sie fingen an zu merken, daß sie einander recht von Herzen liebten.

„Meine liebe kleine Alice!“ rief Jaques, indem er tändelnd ihre Hand nahm. „Was gibt es?“

„Etwas Schönes für Dich!“ — versetzte Alice. — „Eine Zigeunerbande hauset im nächsten Walde, und es hat den Anschein, als wollte sie einige Zeit in dieser Gegend verweilen. Margot hat mir's erzählt! sie hat sich schon wahrsagen lassen, und denke dir: lauter Glück und Freude! Nun, du wirst sie wohl abschildern, nicht, Jaques?“

— „Versteht sich, meine kleine Braut! — Ach! wie gut du bist, daß du für mich herumhorchst und mir immer Nachricht gibst, wo ich etwas Hübsches finden kann! Was würde aus dem armen Jaques werden, wenn er dich nicht hätte!?“ —

„Ach, Schelm!“ — lachte Alice — „dann hättest du ein ander Liebchen.“

„Nein! nein!“ entgegnete rasch und mit einem über seine Jahre weit hinausgehenden Ernst der Jüngling; dann die Kleine an seine Brust ziehend und ihr treuherzig in's Auge blickend fuhr er fort: „Ei, kennst auch du mich so wenig? Nur du, Alice! nur du kannst die Herrschaft theilen, welche meine Kunst über mich ausübt — nur du wirst es, so lange ich lebe! keine andre Herrschaft wird Jaques Callot je dulden! — die Zukunft soll dir zeigen: daß ich wahr rede.“ —

„Topp! es gilt!“ rief Alice fröhlich, indem sie einschlug — „und du weißt, Jaques, ich hab' dir immer Alles auf's Wort geglaubt! Nun aber lustig, zu deinen Zigeunern!“

— „Recht, mein Mädchen!“ —

Jaques raffte sein sorgfältig verstecktes Zeichengeräth zusammen, küßte seine kleine Braut und schlüpfte unbemerkt aus dem Hause.

„Der gute Junge!“ — flüsterte Alice, indem sie ihm lächelnd nachblickte.

Eben schritt Jaques über den Platz Carière —

als er sich noch einmal umschaute, erblickte er unter dem Triumphbogen einen kleinen hagern Mann, in einer etwas barocken Kleidung, welcher emsig die Bildhauerarbeit, womit der Triumphbogen geziert, nachriß. Jaques erkannte sogleich seinen alten geheimen Lehrer, den berühmten Kupferstecher Claude Henriot und eilte zurück, ihn zu begrüßen:

„Guten Morgen, Meister Claude!“ —

— „Sieh da! Jaques! wohinaus?“

„Nach dem Walde.“

— „Aha! weiß schon, Zigeunervolk! — ausgespürt? — brav! — gut! versäumtest aber gestern wieder die Stunde, Jaques!“

„Ach, Meister Claude! Ihr wißt ja, mein Alter“ —

— „Freilich! weiß schon! ist ein Büchernarr! will nicht haben, daß du ein braver Künstler werden sollst. — Hilft nichts! läßt sich nicht austreiben, wo es einmal im Blute steckt! — Wirst ein Maler! Sei nur hübsch fleißig im Radiren, wie?“

„Gewiß, Meister Claude!“ —

— „Weiß schon! bist ein braver Kerl! Nichts Neues? Hm! zeig' her! — Ei sieh! brav! — recht

brav! O, ein Jahr in Italien, und du wärest fix und fertig — antworte nicht! weiß schon! dein Alter — kein Geld — Einsperren! Nun Adieu! besuche deine Zigeuner!" Damit nickte das Männlein ihm gravitätisch lächelnd zu und schritt fürbaß.

Jaques hatte bald das Stadtthor im Rücken. Er schlenderte eine kurze Strecke an dem reizenden Ufer der Meurthe hin, bis er dem Eingange des Waldes gegenüber war, wo die Zigeuner hausen sollten.

Fremdartige Weisen und Guitarrenklänge schallten ihm daraus entgegen. Seine Schritte verdoppelnd, bog er ab und stand nach wenigen Minuten in der Mitte des fantastischen Völkchens. Es währte einige Zeit, bis die Zigeuner ihn bemerkten, so daß er sich ungestört an den malerischen Gruppen, welche sie bildeten, ergötzen konnte.

Endlich ward ein Weib seiner ansichtig, so alt und garstig, daß sie für die Urälter-Mutter der ganze Horde hätte gelten können: „Hoho!" rief sie ihm entgegen, „hoho! blankes Söhnlein! wo kommst du her? — was schaffst du?" —

— „Deine Fratze!" lachte Jaques, näher tretend,

zog schnell ein Pergamentblättchen aus seiner Mappe und begann, in kecken, dreisten Zügen die wunderliche Gestalt der Alten zu zeichnen. Ein baumlanger, wildschöner Kerl war neben ihn getreten und schrie laut auf vor Verwunderung, als er, in dem kaum halb vollendeten Bildchen schon das sprechend ähnliche Conterfei der Alten erkannte.

Die ganze Bande umringte den jungen Meister, pries seine Geschicklichkeit, und die jungen Weiber und Mädchen drängten sich im dichten Kreis um ihn, ihn auffordernd, sie ebenfalls zu zeichnen.

Gern erfüllte Jaques ihren Wunsch, und während er zeichnete, lachte und schwatzte er — ließ sich ihre Lieder singen und Mährchen erzählen. Als er die Weiber und Mädchen alle gezeichnet hatte, nahm er die Männer vor, so daß er, eh' noch die Sonne sank, die meisten Schelmenphysiognomien der ehrenwerthen Gesellschaft entworfen.

„Jetzt muß ich heim!" rief er endlich, das zuletzt gefertigte Bild der jungen und wirklich schönen Zigeunerhauptmännin in seine Mappe werfend, — „doch morgen kehr' ich wieder und mal' Euch, wenn Ihr's wollt, wie Ihr tanzt."

— „Kehre wieder!“ riefen Alle, und das junge Weib, schelmisch lächelnd, nahte sich ihm und sprach: „Weil du mich so hübsch gezeichnet hast, will ich dir auch selber wahrsagen, gib her dein Händchen! Ei! da steht viel Glück drin! du wirst ein berühmter und geehrter Herr werden.“

„Doch ein Maler?“ fragte Jaques.

— „Versteht sich! — du wirst viel Gut und Geld gewinnen!“ —

„Da wird sich mein Alter freuen!“ —

— „Die Weiber werden dich lieben!“

„So?“ —

— „Gewiß! — ja, wahrhaftig: Eine liebt dich schon!“ —

Jaques erröthete, denn er dachte an seine Alice. Hastig seine Hand der Zigeunerin entziehend, sprach er: „Es ist schon genug, schöne Hexe! ich brauche vorerst nicht mehr zu wissen und muß heim. Lebt wohl!“ — Somit warf er das bei sich tragende, wenige Silbergeld einer hübschen Zigeunerdirne in den Schooß und sprang davon. — Jubel und Gesang tönte hinter ihm drein. —

Als Jaques wieder im väterlichen Hause anlangte, empfing ihn Herr René tobend und scheltend. Alice aber saß in einer Ecke des Zimmers und machte das verdrießlichste Gesichtchen von der Welt, denn vor ihr stand Monsieur Martin und betheuerte beim Himmel und der ewigen Gerechtigkeit: wie er nur aus purer christlicher Nächstenliebe für die unerfahrene Jugend der Mademoiselle Alice dem alten Herrn Callot ihr Gespräch mit dem jungen Musjö Jaques heut' früh verrathen habe.

Monsieur Martin war Schreiber und Factotum des alten Herrn René; wie er selbst sagte: ein Mann in seinen besten Jahren, dabei aber (was er nicht selbst zu sagen pflegte) etwas klein und mißrathen von Person, besonders glichen seine Beine zween Türkensäbeln. Er hatte aber sehr feurige, röthliche Augen, welche er gern alle beide gradezu auf die hübsche Alice gerichtet hätte, wäre solches nur möglich gewesen, von wegen des garstigen Schielens, das er in früher Jugend sich angewöhnt und nun sich nicht wieder abgewöhnen konnte.

„Und das sag' ich dir, Bursche!" schloß Herr René Callot seine Strafpredigt an seinen Sohn;

„läufst du noch einmal hinaus zu dem gottlosen, diebischen, heidnischen Zigeunergesindel (als welches von Rechts wegen mit Feuer und Schwert und Rad und Galgen von der Erde vertilgt werden sollte, da es weder Gesetz noch Obrigkeit anerkennt), siehst du — so jag' ich dich ohne Gnade und Barmherzigkeit aus dem Hause, verstoße, verbanne und enterbe dich und deine etwaigen Nachkommen auf ewige Zeiten! — Wonach sich zu achten! — Was mir Monsieur Martin von deinem Liebeshandel mit der Cousine Alice, die da im Winkel sitzt und Gesichter schneidet, sagte, so halte ich das, als vernünftiger Mann, allerdings nur für eine dumme Kinderei, da mir sehr wohl bekannt ist, daß ihr Beide noch nicht das gesetzmäßige Alter, welches zu einer Mariage erforderlich, erreicht habt, befehle dir aber dessenungeachtet, kraft meiner väterlichen Gewalt, von Rechts wegen: daß du hinfüro solches höchst kindisches und unnützliches Liebeln mit der Alice quaestionis sein lässest! Wonach sich zu achten! und somit: marsch, an die Arbeit."

Jaques, der seinen Alten kannte, schlich, ohne ein Wort zu erwidern, aus dem Zimmer, nur einen verstohlenen Blick auf Alice werfend, welche ihm noch

nie so hübsch vorgekommen, als eben jetzt, wo der Vater ihm verboten, sie hübsch zu finden.

Herr René Callot verließ ebenfalls das Gemach, aber ganz im Gegensatz zu seinem Sohne, das junge Mädchen keines Blickes würdigend, wie er denn überhaupt dem schönen Geschlechte nur eben so viel Recht einräumte, als der Kaiser Justinian ausdrücklich für gut befunden hatte zu bemerken.

Monsieur Martin war sonach mit der kleinen, grausamen Alice allein, und bemühte sich, wiewohl vergeblich — sie von seiner Unschuld wie von seiner wahrhaft christlichen Liebe zu überzeugen. Er verschwendete die zierlichsten Redensarten! nannte sie „seine charmante Mademoiselle" — Alice blieb verstockt und — schmollte.

Da stürzte er endlich, als er Herrn René weit genug entfernt wußte, rücksichtslos vor ihr auf die Kniee, und kläglich sich gebehrdend, räumte er sein Vergehen ein, gelobte alle mögliche Besserung und flehte schließlich nur wehmüthig — indem er ihre kleine Hand ergriff und verliebte Schmätzchen darauf drückte — um Pardon!

Alice sprang auf, riß sich los, gab ihm mit

Blitzesschnelle rechts und links einige derbe Ohrfeigen und schlüpfte aus dem Zimmer.

Monsieur Martin wußte nicht, wie ihm geschah, als endlich seine Ohren aufhörten zu klingen, schielte er voll Erstaunen seiner Angebeteten nach und seufzte lamentabel: „O! Alice! kleiner, grausamer, englischer Satan.“ —

Trotz des strengen Verbots des Herrn René und der nie fehlenden Schlußformel: „Wonach sich zu achten!“ schlich doch Jaques, kaum daß die Abenddämmerung hereingebrochen, von seinem Stübchen herab, auf die dunkle Flur, hinter die Hausthür sich bergend und sein Liebchen erwartend. Er hatte ihr zwar nicht gesagt, daß sie kommen sollte, und sie hatte ihm auch kein Zeichen gegeben, daß sie kommen wolle, aber daß sie kommen würde, das wußt' er.

Und warum auch nicht? In allen Ländern der Welt, so lange es Hausthüren gab und giebt, werden sie die Kos- und Schmollwinkelchen für verliebte Leute bilden. — Man ist dort am sichersten vor Ueberraschung, wär' es eine erwünschte oder unerwünschte! und muß ja der desderate Entschluß des

Davonlaufens oder einer Entführung gefaßt und verwirklicht werden, so ist der kürzeste und natürlichste Weg: zur Hausthür hinaus.

Jaques hatte nicht allzulange geharrt, da schlich Alice richtig herbei; zwar zitternd und ängstlich lauschend, aber doch auch muthig und fest entschlossen, Alles für den Geliebten zu wagen.

Bewegter, denn je vorher, ergriff Jaques ihre Hand, zog sie an seine Brust und flüsterte: „Nicht wahr, Alice! Du liebst mich?“

„Ach, geh' doch, mit deiner einfältigen Frage!“ versetzte fast ärgerlich Alice. „Wenn ich dich nicht liebte, hätt' ich mir schon längst einen Andern genommen.“

Jaques mußte lächeln über das naive Geständniß des Mädchens; dann aber, wieder ernst werdend, fuhr er fort:

„Nun wohl! ich glaube an deine Liebe! glaube du auch immer fest an die meine:

„Allzeit beständig,
Nimmer abwendig,
Treu will ich seyn *)!“

*) Altes Volkslied.

Und darum erschrick nicht und gräme dich nicht über das, was ich dir nun sage: — Ich muß dich verlassen, Alice! — vielleicht auf mehrere Jahre! und zwar schon morgen mit Tagesanbruch."

„Jaques!" rief Alice, fast laut aufschreiend, und riß sich heftig von ihm los; aber gleich darauf ihn wieder umschlingend, rief sie bebend: „Ist's wahr, Jaques? fort wolltest du von hier? — von mir? Nein! es ist nicht dein Ernst! du kannst es nicht! — Wie sollt' ich's überleben?" — Sie lehnte ihr Haupt an seine Brust und blickte mit Augen voll Thränen zu ihm empor.

„Bitte! höre mich!" — flehte Jaques tief ergriffen von des Mädchens Schmerz; „nie, Alice, werden wir vereinigt, nie werde ich mit meinem Vater ausgesöhnt, nie erreiche ich das Ziel der Kunst, wonach ich ringe; wenn ich wankend werde in meinem Entschluß. — Wohl ist es traurig, daß ich fern von der Heimath mein Glück gründen soll — aber ich bin nicht Schuld daran und ich fühl's: — „es wird — es muß mir gelingen. Das Andenken an dich, mein süßes Leben! an das Glück unserer Vereinigung, wird mir Kraft verleihn und Muth, daß ich schneller und

kühner, wie Andere, mich erhebe — jeder falschen Lockung widerstehend. — Raube mir nur die Fassung nicht beim Scheiden durch deine Klagen.“

„Ach! ich vertraue dir ja!“ entgegnete Alice; „ich zweifle nicht an deiner Treue und deiner Bestimmung für die Kunst! Aber wer bürgt mir dafür, daß auch das Glück dir hold? — daß nicht Krankheit — Tod“ — — die Stimme brach ihr — sie konnte vor Weinen nicht weiter reden.

Jaques aber, um sie zu ermuthigen, verspottete ihre Angst und schloß lachend: „Ohne Furcht, Alice! auch das Glück ist mir hold, die Frau des Zigeunerhauptmanns hat mir's prophezeiht.“

Alice wiegte zweifelnd das Köpfchen und meinte: „Den Verheißungen der Zigeuner sey nicht sonderlich viel zu trauen.“ Doch, indem sie dieses aussprach, zog auch schon der holde Glaube an die Erfüllung der glücklichen Prophezeihung siegend in ihr Herz, und da Jaques nicht nachließ, mit haltbaren und unhaltbaren Gründen ihr zuzureden, so ergab sie sich endlich in die unabänderliche Nothwendigkeit, ihren Jaques auf lange Zeit zu missen; denn auf den Einfall, mit ihm davon zu laufen, gerieth

sie als ein sittiges und verständiges Kind gar nicht — heutzutage dürfte das eher bei einer jungen Schönen der Fall seyn.

Nachdem die beiden Leutchen Alles reiflich mit einander erwogen und noch manches Wort gewechselt, das nicht mit zur Sache gehörte, trennten sie sich endlich. Alice ging, um alles Nöthige für ihren Jaques zusammen zu suchen. — Jaques ging zu seinem Vater, ihm gute Nacht zu sagen und wo möglich noch einen Versuch zu wagen, ihn zu rühren. — Doch der alte Herr empfing ihn so streng und grämlich, daß dem armen Jungen sogleich der Muth schwand.

„Geh zur Ruh, damit du morgen früh beim Studiren bist.“ Das war Alles, was Jaques von seinem Vater zu hören bekam, als er — wärmer und herzlicher denn sonst, seine Hand küßte. — — Betrübt verließ er das Gemach. — Aber seine Betrübniß wandelte sich in Grimm, als er, über den Corridor schreitend, den Monsieur Martin gewahrte, der — wie eine Katze, auf den Zehen schleichend, umherspürte. — Seiner nicht mehr mächtig, sprang Jaques auf ihn los, packte den Erschrockenen bei der

Kehle, drückte ihn gegen die Wand und raunte ihm mit halber Stimme zu: „Du alter schielender, rothköpfiger, krummbeiniger, spitzbübischer Schleicher! — Erdrosseln möcht' ich dich! — St! keinen Laut! oder ich erdroßle dich wirklich! — Höre jetzt, was ich dir sage: d u, Galgenstrick! bist schuld, daß ich meinem Alten davonlaufen muß, wie ein ungerathener Taugenichts! — d u hast ihn wider mich aufgehetzt, und ich weiß es, warum! Das blühende, liebe Himmelskind, Alice, möchtest du für dich gewinnen, du alter Pavian! Aber ich schwöre dir, so du es wagst, ihr wieder zu nahen mit verrückten Worten oder verliebten Blicken, ich erfahr's! und schinden will ich dich lebendig, wie den heiligen Bartholomäus! — darauf mein Wort — du kennst mich. Und nun folgst du mir, ohne Widerrede, wenn dir dein Leben lieb ist! ich werde dich diese Nacht in den Keller sperren, damit du mich nicht vor der Zeit verräthst; du kannst über das, was ich dir sagte, nachdenken — Allons! — Marsch!"

Er schleppte den Zitternden mit sich, die Treppe hinab in den Keller, welchen er hinter ihm abschloß und den Schlüssel seiner Alice übergab, mit der Wei-

sung: den Gefangenen morgen früh in Freiheit zu setzen.

Noch vor Tagesbruch fand das junge Pärchen sich wieder zusammen; Alice mit verweinten Augen — und auch die Augen des guten Jaques konnten's nicht läugnen: Thränen vergossen zu haben. — Scheiden und Meiden thut immer weh! doppelt weh aber thut's einem so jungen Liebespärchen, in dessen Herzen das Feuer der ersten, reinsten Liebe brennt.

Neue Thränen begleiteten die letzten Abschiedsworte! — ein langer, heißer Kuß besiegelte den Schwur ewiger Liebe und Treue — dann riß Jaques sich los, drängte sein Liebchen zurück und verließ das väterliche Haus, rasch davon rennend und nicht ein einziges Mal sich umblickend, bis er die Stadt hinter sich hatte; da sank er zu Boden, barg das glühende Gesicht im feuchten Grase und schluchzte laut.

Alice hatte dem Scheidenden nachgesehen, so lange die Morgendämmerung und ihre verweinten Augen es gestatteten, dann kehrte sie still in ihr Kämmerchen zurück und — entschlief sanft; denn das gute

Kind hatte die ganze Nacht für ihren Jaques gearbeitet.

Als sie wieder erwachte, war es schon hoch am Tage, — erschrocken dachte sie an ihren Gefangenen und eilte hinab, ihn zu befreien.

Blaß, zitternd, halb todt vor ausgestandener Angst, stieg Monsieur Martin aus dem Keller und fragte mit wehmüthiger Freundlichkeit: „wie sich denn der liebe Monsieur Jaques befänden?" Alice eilte, ohne ihm zu antworten, wieder auf ihr Stübchen, wo sie so lange blieb, bis Herrn Renés zornige Stimme sie herabcitirte.

Jaques hatte sich endlich so weit gefaßt, daß er seinen Weg fortsetzen konnte, er erhob sich und schritt dem Walde zu.

Am Eingange des Waldes traf er die schöne Zigeunerin, welche Kräuter zu suchen schien.

„Ei, schon so früh? kleiner Schelm?" rief sie, ihn erblickend, ihm entgegen. — „So früh schon kommst du wieder zu uns? was führt dich her?"

„Liebe zu Euch!" versetzte der Schelm doppel-

sinnig — (das junge Weib bezog es einfach auf sich!) „Ich will mit Euch wandern."

„Du? — mit uns?" fragte die Zigeunerin.

„Nicht anders, schöne Hexe! ich bin meinem Alten davon gelaufen."

„Hoho! so ein wildes Früchtchen bist du? — Das hätt' ich aus deinen treuherzigen, reinen Augen nicht herausgelesen."

„Sieh! — eine Zigeunerin! und versteht die Augensprache nicht. Doch — vielleicht reden meine Augen wahr, und ich bin wirklich kein so wildes Früchtchen! Wie nun, wenn eben meine reinste, heiligste Neigung von meinem Vater mißbilligt wurde? — wie, wenn er verlangte: ich sollte den göttlichen Funken ertödten, der mir im Herzen glüht?"

„Bürschchen! du redest mir zu hoch."

„Dann lügt dein Auge!"

„Haha! woher weißt du, was ein Weiberherz erfüllt?"

„Darauf kann ich dir nicht antworten — aber du hast recht! O, ich weiß, was du meinst! eine Warnung sollt' es seyn, daß du mich nicht verstehen wolltest; eine Warnung: „Eurer wilden Horde

mich nicht zu zeigen, wie ich wirklich bin.“ — Nun wohl, es gilt! — führe mich zu deinem Mann, daß er mich aufnimmt unter seine Bande — ich will Euch Allen nichts seyn, als der lustige Jaques.“.

Die Zigeunerin betrachtete den jungen Menschen eine Zeitlang schweigend, mit theilnehmenden Blicken. — „Jaques!“ sprach sie endlich mit milder Stimme — „Jaques! — Nun, komm' nur mit mir! es soll dir schon bei uns gefallen, wir Zigeuner sind gar nicht so schlimm.“

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in das Zelt des Hauptmanns.

Der Hauptmann empfing den jungen Burschen nicht so freundlich, als sein junges Weib ihn empfangen hatte, doch da eben Cynthia — so hieß die Schöne — eifrig für den lustigen Jaques redete, und die andern Weiber der Bande ihr beistimmten, so machte er keine großen Schwierigkeiten. — Den übrigen Männern mußt' es auch genehm seyn, denn was einen gewissen Punkt betrifft, so geht es bei dem Zigeunervolke her, wie allerwärts auf Erden: „Die Weiber behalten immer Recht.“

Jaques wurde also förmlich in die Bande auf-

und angenommen, und war bald Allen unter dem Namen: „der kleine Jaques“ bekannt — und Alle gewannen ihn lieb. — Nur wenige Tage noch verweilte die Bande in der Gegend von Nancy, so wie in Lothringen überhaupt; dann brach sie auf, dem schönen Welschlande zu.

„Italia!“ — Wie klopfte das Herz des Jünglings, als sein Fuß zuerst den Boden des gelobten Landes der Kunst betrat! Wenn aber das erste und oft einzige Ziel der meisten Künstler die gewaltige Roma ist, der sie zustreben ohne Aufenthalt, so geschah es, was den jungen Callot betraf, ganz anders! — wohl anders, als er im Anfang selbst es gewollt und gedacht hatte! — Monde — Jahre vergingen, ehe sein Auge die Hauptstadt der Welt erblickte.

In den kleinen Städten und Flecken des Landes, wo fast jeder Tag das Fest irgend eines Heiligen bringt und ein Jahrmarkt so lange währt, bis ein neuer wieder beginnt; hier war es, wo die Bande ihren meisten Verdienst fand, und Jaques Callot jene wunderlich-launisch-kecke Manier, welche aus seinen Bildern und radirten Blättern so befremdlich und doch stets heiter oft herzig uns entgegenblitzt. —

Das italienische Volksleben trägt durchgehends diesen Charakter! selbst dem Schreckbaren, welches die ungemessene Heftigkeit der Italiener nur zu oft herbeiführt, — selbst diesem fehlt eine Beimischung des Drolligen nicht! — Es ist, als tanze auf jeder Nasenspitze, von der Eminenz und dem Marchese an, bis herab zur schelmischen Minente und dem zerlumpten Lazzaroni, die kleine neckische Fee Mab den Saltarello oder gar die ausgelassene Tarantella, und Jeder müsse — wohl oder übel! ihr ihre tollen Sprünge nachthun.

Den lustigen, feurigen Lothringer konnte solch ein Treiben nur ansprechen! — was Wunder, daß er schnell die eigenthümliche, phantastische Seite desselben auffaßte und sie darstellte mit üppiger, frischer Laune? und zwar wie kein Anderer vor noch nach ihm.

Nimmt man Callot's tolle Heiligengeschichten aus, und namentlich die Versuchung des St. Antonius — welches letztere Blatt freilich Alles umfaßt, was die ausschweifendste Phantasie nur ersinnen mochte, so verdient Callot den Namen eines Fratzenmalers, durchaus nicht in jener Bedeutung, als worin manche einseitige Kunstkenner ihn nehmen möchten, um ohne

Weiteres den Meister — abzufertigen. Eben in seinen besten Blättern: seinen Spielern, Musikanten, Masken, Bettlern — stellte Callot treu die Natur dar, wie er sie eben vor Augen hatte. Was uns beim Anschauen seiner wunderlichen Gestalten so sehr frappirt, ist die geistige Treue, womit er das Original wiedergab — Callot war mehr als bloßer Costümmaler! — das Costüm ist das seiner Zeit. Aber daß er, trotz diesem stets wiederkehrenden Costüm, jede Gestalt scharf ausprägte, so daß es unmöglich ist, ihr einen andern Charakter beizulegen, als den, welchen der Meister wollte, daß sie darstelle — dies ist es, wodurch Callot so groß erscheint, und um so mehr wohl zu bewundern, als die Meisten seiner Gestalten wirklich schön zu nennen, wie denn richtige feine Zeichnung ihm selbst an jenen zugestanden wird, die sonst ein Recht zu haben glauben, ihn mit vornehmer Geringschätzung zu betrachten.

Wie lange Jaques unter den Zigeunern lebte, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Allzulange dürft' es wohl nicht gewesen sein, denn der Zigeunerhauptmann wurde alle Tage bösartiger und grämlicher,

und zwar aus Eifersucht, weil sein hübsches, junges Weib den hübschen, jungen und dabei stets lustigen Jaques immer lieber gewann, so daß sie endlich ihre heftige Neigung nicht mehr verbergen konnte. Wie die Sage geht, gerieth Jaques dieserhalb in Gefahr, von dem ergrimmten Ehetyrannen ermordet zu werden, so ein seltnes Ding die Eifersucht sonst wohl unter den Zigeunern ist. An einem schönen Morgen entwich Jaques daher von der Bande und nahm seinen Weg ohne Aufenthalt nach Rom.

„Was nun?" fragte er sich, in Rom angelangt, — fremd, der Landessprache wenig kundig, ohne Geld, und so viel sich absehen ließ, in der Hauptstadt der Kunst ohne genügende Mittel, sogleich etwas zu erwerben. — Er sann hin und her, was er beginnen sollte — Nichts fand sich, das Stand hielt. —

Da entsann er sich plötzlich, daß Meister Claude ihm oft von einem guten Maler, Namens Giulio Parigi, der in Rom leben sollte, erzählt habe. Er durfte nicht lange fragen, um die Wohnung des Meisters aufzufinden, da derselbe Mitglied der Akademie San Luca war. Wohlgemuth begab er sich hin und stellte sich ihm als seinen Schüler vor.

Meister Giulio war allerdings nicht wenig verwundert über den neuen Schüler, der ihm so plötzlich, wie vom Himmel, in's Haus fiel, und hatte im ersten Augenblick nicht übel Lust, die ihm zugedachte Ehre aus allen Kräften abzulehnen. Aber in dem ganzen Wesen des jungen Callot war ein Etwas, das ihm schnell Aller Herzen gewann, und als der Meister vollends seine Zeichnungen gesehen, und Jaques sich auf den Meister Claude berief, meinte er lächelnd: er wolle einmal den Versuch wagen, wie Jaques sich anschicke; übrigens lebe hier noch ein braver Kupferstecher, Philipp Thomasin, ein Franzos' und mithin ein Nachbar Jaques, zu diesem möge er ebenfalls gehen und ihn um Unterricht bitten.

Jaques that das und hatte auf diese Weise, eh' er sich's versah, zwei berühmte Lehrherren und später fand er noch in Cantu-Gallini den Dritten.

Mit Lust und eifrigem Fleiß studierte er von nun an Alles, was er bedurfte, um ein wackerer Meister seiner Kunst zu werden. Der Erfolg krönte seine Anstrengungen. — Bald verbreitete sich trotz Neid und Anfeindung sein Ruf dergestalt, daß selbst Cosmus II. von Florenz ihn an seinen Hof berief und

der Herzog von Lothringen bei ihm große Bestellungen machte. — — „Alice!“ —

Während aber Jaques voll freudiger Hoffnung und mit frischem Muthe fortschritt auf der Bahn, an deren Ziel das schönste Glück seiner harrte, war im väterlichen Hause zu Nancy Jammer und Wehklagen. Alice saß weinend in ihrem Stübchen. Beata, die alte Ausgeberin schrie und heulte laut, und Monsieur Martin raufte sich die Haare, indem er bald schrecklich fluchte, bald demüthig betete; denn soeben war Herr René Callot, der berühmte Rechtsgelehrte, von Rechts wegen in das Criminalgefängniß abgeführt, und nichts Geringeres schien ihn — der Meinung aller Sachverständigen nach — zu erwarten, als der Scheiterhaufen.

„O, du unglückbringender Heiliger!“ — jammerte Monsieur Martin, die Hände ringend. — „Vermaledeiter St. Ruffin! Sind das deine Wunder und Zeichen, daß du gleich von vorn herein den geschicktesten und gründlichsten Advokaten, wie einen schnöden Ketzer, verbrennen lässest, und zwar einzig und allein, weil er seine Pflicht erfüllte und selbst den höllischen Satan ex officio verdefendirte?“ —

„Haltet Euer gottloses Maul!" fiel ihm erbos't die alte Ausgeberin in's Wort. — „Ihr verdientet selber in Pech und Schwefel zu brennen! wer anders als Ihr war es, der den Herrn in seiner abscheulichen Halsstarrigkeit bestärkte, und mit verdammten Advokatenkenntnissen unterstützte, um dem Gottseibeiuns einen Heiligen in den Rachen zu liefern?"

„Was versteht Ihr davon, Ihr böse Siebenmal-Sieben?!" replicirte zornig Monsieur Martin. „Schweigt I h r, bis man Euch von Rechts wegen gestattet, Euer zahnloses Mundwerk klappern zu lassen! Geht, geht! setzt Euch auf einen Besenstiel und fahrt zum Schornstein hinaus auf den Hexensabath — Ihr alter Drache, Ihr!"

Das war der guten Beata zuviel! Wuthschäumend ergriff sie einen eisernen Kochtopf, stülpte ihn dem Monsieur Martin, ehe sich's derselbe versah, über's Haupt, nahm dann eine Feuerschaufel zur Hand und begann, unter einem Strom der auserlesensten Schimpfworte, den Armen auf die ärgste Weise zu bearbeiten.

Monsieur Martin erhob ein furchtbares Gebrüll und suchte aus allen Kräften sich von seiner eisernen

Maske zu befreien — allein vergebens war sein Mühen! er stürzte zu Boden, und nun drosch Frau Beata so lange unverdrossen auf ihn los, bis sich kein ungebläutes Fleckchen mehr an seiner kleinen Person befand; dann ließ sie ihn liegen, auf's neue ihre unterbrochene Klage um den Hausherrn anhebend.

Die Veranlassung zu dieser tragischen Begebenheit war aber folgende:

Es begab sich nämlich im Jahre des Heils 1614, daß die Bürger der guten Stadt Nancy auf den Gedanken geriethen, einen neuen Heiligen zu machen. Ein gewisser Ritter Ruffin, der vor mehreren hundert Jahren lange Zeit als ein arger Raufbold, Wegelagerer und Jungfernräuber die Bürger von Nancy arg turbirt, in späteren Jahren sich aber bekehrt und einen frommen Wandel geführt haben sollte — dieser Ruffin, sag' ich, schien ihnen sehr passend, den neuen Heiligen abzugeben.

Die Bürger von Nancy trugen ihren Wunsch ihren geistlichen Hirten vor; diese schüttelten zwar etwas weniges die Köpfe, schrieben aber doch nach Rom an den heiligen Vater, in Sachen des Ritters Ruffin. — Der heilige Vater, der von dem Ritter zum ersten Mal hörte und den Bürgern von Nancy

wohlwollte, war gar nicht abgeneigt, ihnen eine unschuldige Freude zu machen, und verlangte nur, wie billig, die den Heiligen-Candidaten betreffenden Akten zur Einsicht, worin denn auch die Bürger der guten Stadt Nancy sogleich willigten, und ohne Weiteres den Prozeß eröffneten.

Es ist hier für nicht-katholische Leser zu bemerken, daß, so oft eine neue Canonisation statt finden soll, zuvor immer über den neuen Heiligen in spe, eine Art Todten- oder vielmehr Himmel- und Höllengericht abgehalten wird; wobei es in der Regel folgendermaßen zugeht:

Es versammeln sich die geistlichen und weltlichen Richter an einem geeigneten Ort, welcher Raum genug beut, außer den Richtern noch eine Menge Zuhörer zu fassen.

Ein Herold erscheint, verkündet den Namen des Heiligen-Candidaten, und daß der heilige Vater kraft seiner Gewalt, zu lösen und zu binden, ihn heilig sprechen wolle.

Nun aber tritt der Advokat des Teufels auf und thut Einspruch, indem er zugleich den neuen Heiligen als der Hölle angehörig reclamirt. — Ein Advokat des Himmels bestreitet das mit Gründen,

allein der Advokat des Teufels will sich so leicht nicht geben. Reden pro und contra werden gehalten; mit allen Waffen der Dogmatik, der Sophisterei, der Philosophie und des peinlichen Rechts wird gestritten.

Endlich muß doch der Teufel — wenn auch nicht zu Kreuze kriechen, doch unverrichteter Sache wieder abziehen. Der Himmel triumphirt, und der Candidat wird canonisirt.

Solchergestalt sollte nun auch mit dem Ritter Ruffin von Nancy verfahren werden, und keiner Christenseele in der guten Stadt fiel es ein, daß es ihm damit fehlen könne. Um die Sache recht feierlich zu machen, wurden für den Prozeß die beiden berühmtesten Advokaten von Nancy erwählt, und diese waren keine Anderen, als: für den Himmel: Herr Etine Landray, und für den Teufel der noble Lorrain, Herr René Callot.

Es ist wohl kaum nöthig zu sagen, daß die beiden berühmtesten Advokaten von Nancy nicht eben die besten Freunde waren — das ist nun einmal so in der Ordnung unter großen Männern und hat im Grunde so viel nicht zu sagen. Unglücklicherweise vergaß aber Herr René Callot, daß es mit dem quaestionis-Prozeß keineswegs, wie man zu sagen

pflegt, gebrannter Ernst werden durfte, und daß der ehrliche Ruffin, er mochte nun zehntausendmal Unrecht haben, doch von Rechts wegen Recht behalten mußte.

Die traurigen Folgen dieser Vergeßlichkeit zeigten sich bald! — Herr René Callot führte die Sache seines höllischen Clienten so wacker, brachte so viele Beweise von dem unheiligen Lebenswandel des Ritters Ruffin bei, widerlegte die Lobreden seines Gegners so gründlich und appellirte schließlich so gewaltig an das Gewissen der Richter, daß Ehren-Ruffin endlich in Gefahr gerieth, statt selig gesprochen, verdammt zu werden, und sein in die Enge getriebener Defensor sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er sich auf die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters berief und den Advokaten des Teufels für einen Erz-Ketzer erklärte.

Damit war denn freilich der Prozeß zu Gunsten des Ritters Ruffin entschieden! Herr René Callot aber wurde, als er auf Tod und Leben wider die Gültigkeit dieses Urtheils protestirte und dabei sich gar ungebehrdig anstellte, wirklich und wahrhaftig als verstockter Ketzer — eingesteckt; mehr wohl um

ihn zur Besinnung kommen zu lassen, als um ihm wirklich den Prozeß zu machen.

So, geliebter Leser! standen die Sachen, als die merkwürdige Schlacht zwischen dem Monsieur Martin und der tugendsamen Ausgeberin Frau Beata statt fand.

Noch immer saß Alice weinend in ihrem Stübchen und wußte vor Angst weder aus noch ein.

Da wurde leise — leise an die Thür gepocht, und als sie in ihrer Betrübniß dessen nicht achtete, öffnete sich die Thür und herein trat ein feiner junger Mann, köstlich in schwarzen gerissenen Sammet gekleidet, eine schwere güldene Gnadenkette um den Hals und auf dem gleichfalls schwarzsammtnen Hütchen eine keckwehende lange weiße Feder.

Alice schaute auf — schaute in seine Augen und mit dem Jubelruf: „Jaques! mein Jaques!" — lag sie an der Brust des jungen Mannes. — Der herzte und küßte sie und nannte sie mit süßen Namen und konnte nicht aufhören, sich zu verwundern, wie groß und schön seine kleine Alice geworden. — Alice aber vergaß in ihrer Freude alles Leid! — sie konnte nichts Anderes denken, als daß sie ihren Jaques —

ihren lieben treuen Jaques! wieder habe. — Doch als die ersten seligen Momente des Wiedersehens genossen und nun Frau Beata und Monsieur Martin hinzukamen, gräßlicher denn je ihre Lamento-Weise anhebend, da fiel auch der guten Alice alles Vergessene wieder schwer auf's Herz, und schluchzend erzählte sie ihrem Jaques oft unterbrochen von einem lauten Jammergeschrei Beatens oder Martins, was sich mit Herrn René Callot begeben.

Aber, statt, wie Alle gehofft, mit einzustimmen in den trostlosen Jammer, brach Jaques, als sie geendet hatte, in ein lautes Lachen aus und rief einmal über das andere: „Köstlich, herrlich."

„Ach, du grundgütiger Gott!" kreischte Beata händeringend — „der arme junge Herr! der japanische Schreck hat ihm den Verstand geraubt!" Jaques versicherte aber, immerfortlachend: daß er mit nichten den Verstand verloren habe, und daß, eh' eine Stunde verflossen, Herr René Callot wohlbehalten wiederkehren solle, nur mache er sich's zur Bedingung, daß Niemand dem alten Herrn von der Ankunft seines Sohnes ein Wörtchen sage.

Alle versprachen das mit Freuden und Jaques, nachdem er noch einen herzlichen Kuß von seiner

Alice halb gestohlen, halb geschenkt erhalten, sprang davon, geradeswegs nach dem herzoglichen Palast.

Den Herzog, als er den Bericht seines Lieblings vernommen, ergötzte ebenfalls höchlich das Abenteuer des alten Herrn, doch sandte er sogleich den Befehl: Herrn René Callot augenblicklich wieder auf freien Fuß zu setzen. Erschrocken gehorchten Rath und Bürgerschaft, denn der Herzog war ein strenger Herr und erkannte durchaus keinen andern Willen, als den seinigen an. Scheltend, wie ein Rohrsperling, verließ Herr René Callot sein Gefängniß, langte eben so in seiner Behausung an und schwur hoch und theuer, von Stund an alles Prozessiren für ewige Zeiten sein zu lassen, denn alle göttliche und menschliche Gerechtigkeit gälte nichts mehr in dieser verderbten Welt, welche selbst dem Teufel nicht einmal geben wolle, was ihm doch gehöre von Rechtswegen.

Da nahte sich schüchtern Alice und sprach: „Ach, Onkelchen! da hat wohl der arme Jaques doch nicht so unrecht gehabt, als er kein Rechtsgelehrter werden wollte, aber wenn er nun reuig zurückkehrte und sich Eurem Willen fügte?“ —

„Er kehre zurück als Farbenkleckser!“ rief mit

blitzenden Augen der alte Herr — „Er kehre zurück als Musikant, Comödiant, Zigeuner, Krüppel, oder was er sonst will! Aber kehrt er als Advokat zurück, so dreh' ich ihm den Hals um, von Rechtsw— wollt' ich sagen: in's Teufels-Namen."

Da sprang Jaques aus seinem Versteck hervor, zu des Vaters Füßen und jauchzte: „Nichts Advokat — nichts Halsumdrehn! ich bin ein tüchtiger Künstler geworden, reich, geehrt, berühmt und kehre zurück, mir Eure Vergebung zu erflehn, daß ich Euch vor fünf Jahren davon lief! — Vergebung, lieber Vater!"

Herr René Callot staunte den stattlichen Ritter einige Zeit sprachlos an. „Was —?" stammelte er endlich — „Wie —?— Sie, Ihr — du wärst mein Sohn? mein kleiner Jaques?"

„Ich bin's, ich bin's!" — betheuerte Jaques und Alice bekräftigte: „Gewiß, Onkel René! es ist unser Jaques!" —

„Schlingel!" jauchzte Herr René Callot und riß seinen Sohn stürmisch in seine Umarmung.

Was weiter mit Jaques und seiner Alice geschah, braucht der Erzähler wohl nicht lang und breit zu

berichten; sie wurden ein glückliches Paar und der alte Herr Callot hielt Wort, fortan nicht mehr zu prozessiren.

Die guten Bürger von Nancy erfuhren aber noch eine große Demüthigung! Auf ausdrücklichen Befehl ihres Herzogs nämlich hatten sie alle Protokolle, in Sachen des Ritters Ruffin, wie solche in Nancy geführt waren, nach Rom senden müssen. Der heilige Vater und seine ehrwürdigen Cardinäle wollten — (unbeschadet ihrer Heiligkeit und Würde), bei Durchsicht derselben vor Lachen fast sterben. Als endlich nach Jahresfrist die Antwort nach Nancy gelangte, lautete sie: „Die guten Bürger der guten „Stadt Nancy möchten sich einen bessern Candidaten „zu einem Heiligen suchen, sintemal der gute Ritter „Ruffin es doch allzu arg getrieben habe und nimmer und nimmer zum Heiligen avanciren könne, „wenn er auch nicht gradezu in der Hölle brennen „müsse."

Womit denn diese vortreffliche Novelle für den günstigen Leser und mich — Gottlob! zu Ende.

Der Grazioso.



Was ist Leben? — Raserei!
Was ist Leben? — hohler Schaum!
Ein täuschend Bild! ein Schatten kaum.
Gar wenig kann das Glück uns geben;
Denn nur ein Traum ist alles Leben
Und selbst die Träume sind — ein Traum.
Calderon.

An einem heitern, duftigen Frühlingsmorgen des Jahres 1703 schneckten langsam mehrere mit Maulthieren bespannte Wägen auf der Landstraße, welche nach der Residenz eines deutschen Fürsten führte, daher.

Die Landstraßen befanden sich damals noch in den traurigsten Zuständen, weswegen selbst elegante Fuhrwerke um der bessern Haltbarkeit willen von so massiver Bauart waren, daß wir den leichtesten Phaeton jener Zeit geradezu als plump und schwerfällig bezeichnen dürfen, ohne uns deshalb einer Sünde schuldig zu fühlen. Die Fuhrwerke aber, welche jetzt der Residenz zukrochen, gehörten gar zum Geschlecht der Frachtwägen und waren hoch-

bepackt mit dem Inventarium einer italienischen Schauspieler- und Tänzertruppe und mit der Truppe selbst, welche der pracht- und kunstliebende Fürst ausdrücklich verschrieben hatte, um einen mächtigen, befreundeten Nachbar, der ihm einen Besuch angekündigt, auf eine eben so glänzende und anmuthige als kostspielige Weise zu überraschen.

Trotz der langsamen Fahrt, zeigten die Insassen der Wägen doch lauter fröhliche Gesichter; selbst Signor Ranuzio Spacicamino, der Impressario, (in der Regel der Mann des Kummers eines solchen Völkchen!) blickte fast keck und lebensmuthig umher, der süßen Gewißheit voll: seine leere Casse werde sich füllen durch die Freigebigkeit des verschwenderischen Fürsten. Sprach er auch nicht — man sah es ihm doch deutlich an, wie es heimlich in seiner Impressario-Seele jubelte und jauchzte. Die übrigen Mitglieder der Truppe dagegen ließen ihre Freude laut werden: die Einen schwatzten, die Andern sangen Canzonetten! wieder Andere pfiffen mit den Vögeln um die Wette und schrieen das Echo wach.

Einige Schritte vor dem ersten Wagen ritten, auf müthigen Maulthieren, ein junges Mädchen von

wunderbarer Schönheit und ein junger Bursche, dessen obwohl feine doch scharf markirten Gesichtszüge eine seltsame Mischung von Schlauheit und Verwegenheit, spöttischer Bosheit und Gutmüthigkeit zeigten und den kundigen Beobachter alsbald den Grazioso der Gesellschaft in ihm erkennen ließen.

Die junge Schöne dagegen war offenbar die Primadonna, das kündeten ihr Anstand, der stolze und doch zugleich schmachtende Blick ihres großen dunkeln Auges, das schalkhafte Lächeln des Rosenmundes, vor allem aber die herrliche glockenreine Stimme, mit der sie in die Weise einfiel, welche so eben der Grazioso auf der Mandoline zu spielen begann.

Die übrigen Mitglieder der Truppe schwiegen sogleich, als Fiametta (dies war der Name des schönen Kindes) zu singen anhub, bis zum Schluß eines jeden Verses, wo dann der Chor unter Begleitung von Castagnetten und Tambourins den Refrain sang. Das Lied aber lautete wie folgt:

Amor ist einmal gewandert
Unerkannt von Land zu Land!

Wollte sehen, wollte prüfen,
Ob im Lieben sei Bestand? —
Aber, wie er sah und prüfte,
Fand Beständigkeit er nicht!
Wo das Eine hält die Treue,
Ist's das And're, das sie bricht.

Chor:

Glaube, glaube! wenn die Liebe
Himmelswonne dir verspricht!
Glaube an der Liebe Küsse;
Doch an Treue — glaube nicht.

Voll Betrübniß seufzet Amor:
„Wie ist Göttermacht so klein!
„Darf der Mächtigste von Allen
„Nicht einmal beständig sein?“
Aber lachend spricht Frau Venus:
„Lieber Knabe! sei gescheidt!
„Ewig, ewig währt die Liebe,
„Wie die Unbeständigkeit.“

Chor:

Ob ein Liebchen uns verlassen,
Kommt uns deshalb noch kein Leid!
Ewig, ewig währt die Liebe,
Wie die Unbeständigkeit.

Amor trocknet seine Thränen:
„Ziemt es sich, daß Amor weint?
„Daß ein schmachtend-tiefes Sehnen
„Mit dem Frevelmuth sich eint?“ —
— „Alles, alles ziemt der Liebe!“ —
Schlau und fein, Frau Venus spricht —
„Küsse, schmachte, lache, sehne!
Nur um Treue — klage nicht.“ —

Chor:

Auch die Liebe übt die Treue,
Da sie treu — dem Wankelmuth. —
Liebt das Leben! liebt die Liebe!
Wie sie sind, so sind sie gut!

Als der Gesang zu Ende war, jubelte das lustige Völkchen laut auf und klatschte sich selber Beifall. Fiametta aber wandte sich zu ihrem Begleiter und sprach anmuthig lächelnd: „Dein Liedchen, Giovechino! sieht dir gleich: halb hübsch, halb garstig! — so oft ich es singe, ärgere ich mich darüber und singe es doch immer wieder. Kannst du mir sagen, woran das liegt?“

„O ja!“ — entgegnete der Grazioso — „du bist ein vollkommenes Weib und weißt daher nie,

was du eigentlich willst.“ — „Fehlgeschossen, guter Freund! Eins weiß ich gewiß.“ — „Laß hören.“ — „Daß ich dich immer auslachen werde, so oft du mir von deiner Liebe vorplauderst.“ — „Lache oder weine, Fiametta! ich glaube dir nicht eher, daß ich vergebens seufze, bis du mich gleichgültig behandelst.“ —

„Ach! armer Schelm! dann kannst du bis an's Ende der Welt hoffen und seufzen; denn gleichgültig kann ich gegen keinen Menschen sein. Aber wart' nur, wenn erst der Rechte kommt, um meine Gunst zu werben, und ich mein Herz ihm schenke —“

— „Tod und Teufel!“ rief der Grazioso wild, Fiametta aber schlug ein helles Gelächter auf. „Siehst du, Giovechino!“ sprach sie neckend, „siehst du nun, wie es mit deiner Zuversicht steht?“ — damit warf sie ihr Maulthier herum und jagte trillernd nach dem Wagen zurück, auf welchem der Impressario saß.

„Daß mich die Hexe wieder einmal außer Fassung brachte!“ murmelte Giovechino und schlug sich lächelnd vor die Stirn. „Ja!“ fuhr er fort und seufzte komisch dabei: „Ja, ich bin ein Thor, der

sich selbst quält auf alle erdenkliche Weise! aber beim St. Januario! ich liebe sie mehr wie meiner Augen Licht! und auch sie liebt mich! — o! sie liebt mich! nur — Madonna sei's geklagt! daß sie's nicht gestehen will.“

Die Reisenden passirten jetzt einen Hohlweg; als sie das Ende desselben erreicht hatten, nahm eine Kastanienallee sie auf. Im Morgenduft gehüllt schimmerten die Thürme der Residenz ihnen entgegen, durch deren Thore sie bald darauf fröhlichen Muthes einzogen.

Auf fürstliche Kosten wurde der Truppe eine stattliche Herberge zur Wohnung angewiesen, so wie den vornehmsten Mitgliedern auch manch' leckeres Gericht von der fürstlichen Tafel zukam. Dadurch ermuntert, bemühten sich alle, der Gunst ihres hohen Beschützers sich würdig zu zeigen, zumal auch der Impressario nicht unterließ, jedem Einzelnen goldne Berge zu versprechen, d. h. im Fall alles gut ausfiele.

Ein rings von Pavillons umgebener Platz wurde den Künstlern angewiesen, darauf ihre Bühne und Gerüste zu bauen. Der Impressario säumte nicht,

alles anzugeben, wie es für seine Zwecke am besten paßte, wobei ihm Giovechino und der Primo Amoroso, Antonio Montecavallo, getreulich halfen.

Nach einigen Tagen schon war alles so weit vorgeschritten, daß die Proben beginnen konnten, und der Impressario verfehlte nicht, solches dem Hofmarschall anzukündigen; die Excellenz berichtete es pflichtschuldigst wieder an den Fürsten.

„Und halten Sie dafür, daß die Truppe Unsern Wünschen entsprechen wird?“ fragte der Fürst. „Zuverlässig, Monseigneur! es ist dieselbe Truppe, welche Sie und ich vor drei Jahren in Neapel sahen, und sie hat sich seit der Zeit noch um Vieles vervollkommt! Besonders ist der neue Grazioso ausgezeichnet, ein toller Bursche, wie eigens erschaffen für das Fach, welches er darstellt.“

„Und was ist aus dem hübschen Kinde geworden? die schwarzäugige Kleine mein' ich, die so allerliebst sang und tanzte? Fiametta hieß sie, wenn ich nicht irre.“

„Ich bewundre das treue Gedächtniß meines gnädigsten Herrn!“ — sprach der Hofmarschall mit einer Verbeugung; dann aber fügte er mit blitzenden Augen

hinzu: „Bei meiner Ehre, Monseigneur! die kleine Fiametta ist das schönste Mädchen geworden, das ich je sah.“—„Wirklich?“—fragte der Fürst angelegentlich.— „Wie ich die Ehre habe, meinem gnädigsten Herrn zu versichern! Nie sah ich eine Gestalt wie diese! in allen Theilen das reinste Ebenmaß! jugendliche Frische und Fülle! — und einen Kopf, — mein Fürst! welch ein Kopf! Es ist zu wenig, wenn ich sage, er vereine in seinen Zügen Junos Hoheit und Aphroditens Anmuth! der Strahl ihres Auges gleicht dem Wetterleuchten einer Mainacht! — doch was helfen alle Beschreibungen, geruhen Sie, Monseigneur, selbst zu sehen.“— „Nun, wahrhaftig, das will ich!“ lächelte der Aufgeregte, „und je eher, je lieber.“ — Er gab dem Hofmarschall seine Befehle, und in den Nachmittagsstunden des andern Tages erschienen beide ohne irgend eine andere Begleitung in dem Circus, wo die Proben gehalten wurden.

Der Impressario, durch den Hofmarschall vorher unterrichtet, welches Heil ihm widerfahren würde, empfing den fürstlichen Besuch im höchsten Staat und in tiefster Unterwürfigkeit. Eine riesenmäßige spanische Allongenperücke deckte sein ehrwürdiges Haupt,

der rothe Gallarock war dermaßen mit handbreiten goldenen Borden besetzt, daß die eigentliche Farbe des Kleides nur an wenigen Stellen durchschimmerte, und Signor Ranuzio Spazicamino in der That glänzte und strahlte wie ein wirklicher Goldkäfer. Die himmelblaue Atlas=Weste war ebenfalls reich gestickt; die schwarzsammtnen Beinkleider wurden an den Knieen durch ungeheure brandgelbe seidne Rosetten zusammengehalten. Die fleischfarbenen Strümpfe hatten wieder goldene Zwickel; große Schnallenschuhe mit hohen rothen Absätzen, ein langer spitzer Degen und das kleine dreieckige mit einer Plumage gezierte Hütchen vollendeten den pompösen Aufzug.

Mit einer Suade, wie sie nur immer einem Eingebornen der Toledostraße zu Neapel vom Himmel verliehen wurde, hatte Signor Ranuzio Spazicamino das unschätzbare Glück gepriesen, daß ein so großer gewaltiger und heldenmüthiger, vortrefflicher, nie genug zu rühmender Princeps sich (im eigentlichsten Wortverstande) herabgelassen, einen armen obscuren Impressario mit seiner strahlenden Gegenwart zu begnadigen und zu erleuchten. Er stand jetzt vor dem Fürsten in einem rechten Winkel, wie ein Taschen=

messer zusammengeknickt, demüthig zwar, doch auch ein wenig selbstbewußt, der Gegenrede des Gewaltigen harrend. Der Fürst jedoch lachte dem begeisterten Redner ohne Umstände grade ins Gesicht und sagte: „Laßt eure närrischen Complimente, Signor Ranuzio! redet nicht solch verwirrtes Zeug, sondern stellt mir die Mitglieder eurer Gesellschaft vor.“ Etwas außer Fassung bückte sich der Impressario so tief, daß seine herabhängenden Arme fast den Boden berührten, that sodann aber, wie ihm der Fürst geheißen.

Höchlich ergötzte es den Gnädigsten, als, nachdem der Impressario einige Namen genannt und die Mitglieder, denen sie gehörten, vorgeführt hatte, in lustigen Sprüngen der Grazioso herankam und sich selber in einer wohlgelungenen improvisirten Canzonette vorstellte. Eine ihm zugeworfene volle Börse bezeigte dem kecken Burschen die allerhöchste Zufriedenheit. Aber ein unwillkürlicher Ausruf der Bewunderung entschlüpfte dem Fürsten, als nun Signor Spazicamino die schöne Fiametta herbeiführte. „Bei meinem Eid!“ flüsterte er entzückt dem Hofmarschall zu, — „das Mädchen ist göttlich schön!“ Fiametten

war die Bewegung, in welche ihr Erscheinen den Fürsten versetzt, nicht entgangen. Auch ihrer bemächtigte sich eine seltsame Beklommenheit, und mit niedergeschlagenen Augen stand sie vor ihm. Der Fürst faßte sich endlich. Mit der ihm eignen Galanterie, sagte er ihr einige artige Schmeicheleien, darum manche Hofdame sie beneidet haben dürfte, und lud sie dann ein, in den Pausen, wo sie nicht beschäftigt, während der Probe neben ihm Platz zu nehmen. Wirklich führte er sie sogleich zu einem Sessel, was allerdings stark wider die Etikette verstieß, denn während der Vorstellung sollte seine Gemahlin eben diesen Platz einnehmen. Doch der Hofmarschall schien nichts zu bemerken, und selbst der Oberhofmeister, wär' er zugegen gewesen, hätte es nicht gewagt, seine Erinnerung laut werden zu lassen, da es ganz in der Ordnung war, daß der Fürst die Etikette nur so lange beobachtete, als sie ihm nicht lästig fiel.

Die Probe begann. Der Fürst gab zu wiederholten Malen durch ein gnädiges Kopfnicken seine Zufriedenheit zu erkennen, die kecken und doch feinen Scherze des Grazioso fanden seine vollste Anerkennung. Als aber nun die Reihe an die schöne Fiametta kam,

stieg seine Spannung auf's höchste. Athemlos lauschte er ihrem Gesange, mit flammenden Blicken verfolgte er ihre Bewegungen im Tanze, bei dessen Schluß er eifrig applaudirte. Es versteht sich, daß der Hofmarschall nicht unterließ, ihn wacker dabei zu accompagniren. Ein kostbarer Brillantring funkelte im nächsten Augenblick als Zeichen der fürstlichen Gnade an Fiamettens Hand, und dem Impressario ward eine namhafte Summe zur Vertheilung unter die übrigen Mitglieder der Truppe angewiesen. So endete der erste Besuch des Fürsten und seines Vertrauten bei den Italienern. Signor Ranuzio Spazicamino schwamm in Wonne, lauter Jubel tönte unter den übrigen Mitgliedern, und am tollsten und ausgelassensten jubelte der Grazioso. Fiametta blickte still nach ihm und dann wieder auf ihren Brillantring. — Giovechino schien es nicht zu bemerken, er sang fort und lachte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen. — Endlich sprang er davon! Da war es Fiametten, als klänge sein Jubel wie verzweifelndes Weinen. Lächelnd, tief aufseufzend und die Hand vor die Augen pressend, entfernte auch sie sich.

Als der Hofmarschall am andern Morgen dem Fürsten seine Aufwartung machte, fand er ihn in einem Sopha ruhend, sein Eintreten nicht bemerkend. Einige Zeit beobachtete der Hofmarschall den Gebieter lächelnd, ohne ihn in den Träumereien, worin er versenkt schien, zu stören. Endlich wagte er es, durch ein halblautes Räuspern seine Gegenwart anzukündigen. Der Fürst fuhr empor und blickte im ersten Moment den Günstling finster an, doch alsbald ihm gnädig zunickend, sprach er scherzend: „Können Sie mir sagen, Hofmarschall, woran ich so eben dachte?“ „Wenn ich es wagen darf, Monseigneur“ — „Nur zu!“ — Und der Höfling, wohl wissend, was er unter vier Augen sich gegen seinen Gebieter herausnehmen durfte, entgegnete schlau: „Vielleicht an die schöne Fiametta.“ Der Fürst lachte laut auf und rief: „Errathen! Sie haben mir von dem Mädchen nicht zu viel gesagt.“

„Wenn Ew. Durchlaucht daran gelegen ist, so wäre ich jetzt im Stande, den Fehler zu verbessern.“ — „Nein, nein! ich werde die Schöne schon selbst studieren! Bereiten Sie sie nur darauf vor!“

„Ich? Monseigneur?“ — „Sie,“ wiederholte

der Fürst, indem er aufstand, und sich weichlich auf die Schulter des Hofmarschalls lehnend, fügte er leise lächelnd hinzu: „Ich kenne Sie ja als einen erfahrnen, gewandten Geschäftsmann, der von jeher sich bestrebte, mein Vertrauen zu verdienen.“

„Monseigneur geruhen Ihrem ergebensten Diener zu schmeicheln! um so schmerzlicher ist es mir, Ihnen sagen zu müssen, daß die schöne Fiametta durchaus kein Mädchen gewöhnlicher Art ist, daß gar seltsame Verhältnisse der Neigung meines fürstlichen Gebieters entgegen stehen, mit einem Worte, daß wir mit unsern gewöhnlichen Mitteln hier nichts ausrichten können.“

Der Fürst war von dem Günstling zurückgetreten und hatte ihn, während er sprach, mit stechenden Blicken vom Kopf bis zu den Füßen gemessen. Jetzt entgegnete er kalt: „Hofmarschall! Sie wissen, daß es nicht meine Art ist, irgend ein Verhältniß zu berücksichtigen, wo es meinen Wünschen im Wege steht. In diesem Lande gilt nur mein Wille! und ich möchte Niemanden rathen, sich ihm zu widersezzen! — Niemanden! verstehen Sie das wohl.“

„Bei Ihrer Gnade, mein Gebieter!“ versetzte demüthig der Höfling: „Nie kam es mir in den

Sinn, den Wünschen meines gnädigsten Herrn und Fürsten das Wort Unmöglichkeit entgegen zu stellen. Mit meinem Kopfe bürg' ich Ihnen auch dafür; Fiametta wird die Ihre! aber dennoch muß ich es wiederholen: auf gewöhnlichem Wege ist das Mädchen nicht zu fangen. Wollten Ew. Durchlaucht geruhen, Ihrem treu'sten Diener nur einige Minuten ein gnädiges Gehör zu schenken, so würde vor Ihren durchdringenden Blicken bald jedes Verhältniß klar daliegen, und dann erwarte ich nur von Ihnen die Genehmigung meines Plans, nach dem ich zu handeln gedenke, um alle Wünsche meines erhabenen und gnädigen Gebieters zu erfüllen."

„So reden Sie!" sprach der Fürst und warf sich wieder in das Sopha.

Der Hofmarschall begann: „Daß Ew. Durchlaucht die schöne Fiametta Ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen geruhten, bemerkte Ihr treu'ster Diener sogleich. Wohl bin ich bemüht, stets die Wünsche meines erhabenen Gebieters zu errathen, wohl wagt' ich es oft, auf eigne Gefahr zu handeln, eh' Monseigneur ausdrücklich zu befehlen für gut fanden; denn oft erfordern es die Verhältnisse, daß der Gebieter eines Landes

nicht wissend erscheine; in solchen Fällen darf ein treuer Diener nicht anstehen, sich zu opfern, wenn die Ehre des angebeteten Fürsten es erheischt.“

„Schön gesagt!“ bemerkte der Fürst gähnend „doch zur Sache!“ — Der Hofmarschall fuhr fort: „So ich, mein Fürst! Kaum, daß ich ahnte, was in dem Herzen Ew. Durchlaucht vorging, so war auch schon mein Entschluß gefaßt! Ich begab mich gleich nach der Probe in die Wohnung des Impressario, zur Signora Mariane, der alten cara mama, deren sich Monseigneur vielleicht noch aus Neapel zu erinnern geruh — „Ja, ja! nur weiter!“ — Nach den gehörigen Einleitungen ließ ich einen Wink fallen: wie eine gewisse allerhöchste Person sich — allem Anscheine nach — für die Signora Fiametta zu interessiren geruhten. — Die alte cara mama horchte hoch auf, und ich bemerkte deutlich, wie sie vor Freuden zitterte, — kurz: wir wurden einig, und die Alte ist mir mit Leib und Seele ergeben.“ — „Die Alte gönn' ich Ihnen!“ lachte der Fürst — „aber wie steht's mit Fiametten?“ — „Ich bin daran, Monseigneur! denn was mir nun die Alte erzählte, ist die Hauptsache, übersteigt aber gewissermaßen meine Vorstel-

lungskraft! Bedenken Ew. Durchlaucht: — Fiametta liebt! schämt sich ihrer Liebe und des Gegenstandes derselben, und dennoch hat sie um eben dieser Liebe willen schon nicht weniger als ein Dutzend Fürsten, Grafen und Barone vergebens zu ihren Füßen schmachten lassen."

„Nun beim Himmel!" — rief der Fürst — „das ist seltsam genug! und wer ist denn der Glückliche, den die spröde Donna liebt?"

„Niemand anders als der drollige Giovechino, der Graziosο der Truppe." — „Unmöglich!" —

„Reine Wahrheit, Monseigneur! und er liebt sie mit aller Wildheit eines glühenden Herzens und ist eifersüchtig wie ein Türk! Beide Leutchen quälen einander auf Tod und Leben, und können doch nicht von einander lassen. Um die Sache vollends zu verwirren, ist der alte Impressario dem Burschen mit einer wahren Affenliebe zugethan, hat dabei ganz eigne starre Grundsätze von Tugend, Ehre u. d. gl. und darf somit von Ew. Durchlaucht Absichten nicht das Mindeste erfahren, da er sonst im Stande wäre, Lärm zu machen, was um so mehr ein Aergerniß geben könnte, als Ew. Durchlaucht in angeborner

Güte um des alten Mannes willen nicht zu außer-
ordentlichen Maßregeln greifen würden.“

„Das ist doch die Frage, Hofmarschall! In der
That, ich bin gütig, ich bin sehr gütig! ich mißbrauche
meine Gewalt nicht. Aber ich wüßte auch nicht, was
mich hindern sollte, einen Menschen, der meinen
Wünschen zuwider, meinen Zorn herausfor-
dernd, mir entgegen tritt, unschädlich zu machen.
Wozu hab' ich Festungen? — Freilich! freilich! —
Indeß, der alte Narr mag laufen, wenn Sie ein
anderes Mittel wissen, daß er mir nicht in den Weg
kommt.“

„Ein solches wüßte ich allerdings! Alles kommt
nämlich darauf an, daß wir den guten Grazioso in
Fiamettens Augen möglichst lächerlich erscheinen las-
sen; denn der Fluch des Lächerlichen ist es, was
Fiametta von dem geliebten Giovechino entfernt.
Lächerlich also muß der Grazioso erscheinen!
lächerlich bis zur Verächtlichkeit, aber wohl
verstanden! ohne daß er selbst es merkt! Am wenig-
sten darf er ahnen, daß eine hohe Hand dabei im
Spiele ist; denn der Bursche ist ein Tollkopf, der
leicht durch einen Gewaltstreich unser ganzes mühsam

aufgeführtes Gebäude über den Haufen werfen könnte, und wäre das einmal geschehen, so würde seine gerechte Bestrafung zu nichts weiter dienen, als ihm in Fiamettens Augen die Glorie eines Helden zu verleihen, der, obgleich nur ein Grazioso, doch selbst von einem Fürsten keine ernstliche Beleidigung ertrug. Einen trefflichen Helfer und Förderer in dieser Sache, dem man nöthigenfalls alle Schuld aufbürden könnte, habe ich an dem Primo amoroso der Truppe gefunden! Der gute Antonio Montecavallo war früher selber ein verunglückter Anbeter Fiamettens, und wünscht nichts sehnlicher, als sich an seinem Nebenbuhler zu rächen. Ist der Grazioso nur erst recht tief in den Augen seines Mädchens herabgesetzt, und sie selbst dagegen, was man so erhoben nennt, dann, Monseigneur, bedarf es nur noch einer leichten Attaque, um Ihnen den schönsten Sieg zu verschaffen! Denn welches Mädchen vermöchte es, Ew. Durchlaucht Liebenswürdigkeit zu widerstehen?"

Der Fürst erhob sich und sagte lächelnd: „Ich sehe zwar nicht ein, wie irgend etwas von dem Allen, was Sie mir da her erzählt haben, mich hindern könnte, die Sache kurz und gut zu Ende zu führen;

jedoch da einiger Widerstand immer den Genuß erhöht, somögen Sie meinetwegen intriguiren, so viel Sie Lust haben! Nur Eins bitt' ich mir aus: daß die Intrigue nicht zu lange währt, denn, bei Gott! ich verspüre nicht die mindeste Neigung in mir, mich von Liebespein aufzehren zu lassen. Wo Sie meiner Hülfe bedürfen, sagen Sie's nur! Uebrigens soll die Recompense Ihres dankbaren Fürsten nicht aus-bleiben.“ Er reichte dem Hofmarschall die Hand, welche dieser ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte und sich dann triumphirend entfernte.

Mit der unbedingten Vollmacht seines Herrn ver-sehen, begann der Hofmarschall das Spiel, welches um so mehr einen günstigen Erfolg zu versprechen schien, als der Fürst und sein Vertrauter einander vollkommen verstanden, wenn sie sich auch oft das Ansehen gaben, als verständen sie einander nicht. Der Fürst fehlte fortan bei keiner Probe; ja er ließ deren noch mehrere veranstalten, als nöthig waren, unter dem Vorgeben, irgend eine Abänderung, wodurch das Ganze noch prachtvoller und pompöser werden

sollte, zu erfinden. Hierbei unterließ er nicht, den alten Impressario mit schalkischem Ernst über allerlei „höchstwichtige Dinge“ zu befragen, so das der gute Signor Ranuzio Spazicamino vollauf zu rathen und zu antworten hatte und vor Hochmuth schier aus der Haut fahren wollte, wenn endlich der Fürst abbrechend sprach: „Sehr wohl, mein theurer Signor! Ihr möget das Alles mit dem Hofmarschall abmachen, wie es euch Beiden am besten dünkt.“ Dann aber wandte sich der Fürst in der Regel zu Fiametten, befragte sie um Rath, und was der Schönen gefiel, das ward festgestellt, wäre es auch das entschiedene Gegentheil von dem gewesen, was der Hofmarschall und der Impressario angeordnet hatten. Signor Ranuzio Spazicamino war zu dumm, die arge Mystification zu merken. Fiametta dagegen errieth gar bald, welche Macht ihr Wille über den Willen des wahrhaft schönen Fürsten ausübe, vor dessen Wink sich Tausende demüthig neigten, und der in seinem Lande das leibhafte Conterfei des Schach von Persien darstellte.

Daß dem Mädchen dies schmeichelte, ist zu erachten! Auch die klügste Frau würde ein geheimes Wohl-

behagen über solche frei dargebrachte Huldigung Ihrer Schönheit nicht ganz unterdrücken können, sträubte sich auch ihr besseres Gefühl dawider, sie anzunehmen oder gar zu belohnen. Verdammt daher nicht die gute Fiametta, welche mit aller Gluth des Südens begabt, nichts weniger als frei von weiblicher Eitelkeit und jenem Leichtsinn, der ihrem Stande so eigen, sich recht sehr über die Galanterien des Fürsten erfreute, welche schon sichtlich den Neid ihrer Colleginnen aufregten, und so ihr stets neue Triumphe bereiteten. Doch unverbittert genoß sie diese Freude nicht! Je mehr sie von dem Fürsten und seiner Umgebung gehoben wurde, um so tiefer empfand sie, welche lächerliche Figur der Grazioso spiele und wie er alles Wunderliche seiner Bühnenrolle nicht mehr von sich zu trennen vermöge im wirklichen Leben. Sie mußt' es mit ansehen, wie der Fürst und der Hof sich an seinen Späßen ergötzten, mußt' es hören, wie der Fürst erklärte: er habe nie einen köstlicheren und lächerlicheren Burschen gesehen, der so durchaus zum Grazioso geschaffen wäre! mußte dabei stehen, als der Fürst nach einer Probe, bei welcher sich der Grazioso besonders ausgezeichnet hatte, ihm eine volle

Börse zuwerfend, huldvoll freundlich fragte: ob er nicht Lust habe, als Hofnarr in seine Dienste zu treten? Wohl gewahrte sie auch, wie Giovechino bei diesen Worten im Innersten verletzt zusammenzuckte und nur mit Mühe den Ausbruch seiner Wuth bezwang; doch das seltsame Gesicht, welches er gleich darauf dem Fürsten schnitt, die bizarre Art, mit der er die Ehre ablehnte, „ein fürstlicher Narr“ zu werden, reizte sie zum unwillkürlichen lauten Gelächter.

Der Fürst bemerkte Giovechino's Erblassen und triumphirte, denn ein Hauptstreich schien ihm gelungen. So lange die Probe noch währte, ward die frohe Laune des Grazioso in Anspruch genommen, sein unbedeutendstes Wort belacht, beklatscht, und mit Goldstücken belohnt.

Als die Probe zu Ende, führte der Fürst Fiametten selbst bis an ihre Sänfte. Im Vorbeigehen warf sie einen Blick auf Giovechino, der, gleich einem gehetzten Wilde, zitternd und erschöpft, sich an einen Pfeiler lehnte. „Armer Junge,“ redete lächelnd der Fürst ihn an, „du hast dir's sauer werden lassen und beinahe des Guten zu viel gethan. Geh'! geh' in die Hofküche! Koch und Kellermeister sollen

dir geben, was du verlangst, damit du wieder zu Kräften kommest. Laß dir's schmecken, wackerer Grazioso." — Er ging mit Fiametten vorüber, Giovechino machte einen Freudensprung und taumelte halb besinnungslos auf eine Bank.

Da nahte sich ihm mit hämischen Lächeln Antonio, der Primo amoroso, uud rief mit verstellter Treuherzigkeit: „Glück auf, Giovechino! der Fürst meint es gut mit Euch, und mit der Signora Fiametta auch, d'rauf will ich wetten! He! meint Ihr nicht auch, daß sie unserer ehrsamen Truppe bald Adio sagen wird? Meiner Treu'! ich kann ihr's nicht verdenken! Es ging nicht immer so hoch her bei uns, wie dermalen, und ewig wird diese Herrlichkeit auch nicht währen! — das weiß Signora Fiametta und auch, daß der Fürst hier eine große italienische Oper gründen will. O, die Fiametta wird eine treffliche Primadonna abgeben auf der Bühne, und — ein Leben! per Bacco, der Fürst, scheint es, hat ein großes Auge auf sie geworfen. Hahaha! — Aber der Vorschlag, den er Euch that, war doch allzu toll! nicht, Giovechino?

Giovechino hatte sich erhoben, er trat lächelnd

vor dem Primo amoroso hin und sprach kalt: „Mein lieber Signor Antonio Montecavallo! Ihr möget Eure Glückwünsche und Bemerkungen immerhin für Euch behalten und nicht wähnen, ich sei hierunten wirklich, was ich Abends dadroben auf den Brettern scheine: ein Grazioso. Ich weiß, daß Ihr mich hasset, weil Ihr glaubt, mein sei die Schuld, daß Signora Fiametta Eure girrenden Liebesklagen unbeachtet ließ, so zwar, daß sie nicht einmal darüber lachte! aber ich kann Euch versichern, daß ich daran ganz und gar schuldlos bin. Wenn Fiametta Euch mit der kältesten Verachtung behandelt, so kommt das einzig und allein daher, weil sie weiß, daß der Signor Antonio Montecavallo im Leben ein eben so nichtswürdiger, erbärmlicher Patron ist, als er auf der Bühne einen schlechten, erbärmlichen Primo Amoroso abgibt. Daß ich Fiametten liebe, mögt Ihr wissen, daß sie meine Liebe nicht erwidern will, daß ich sie nimmer gewinnen werde, — auch das mögt Ihr wissen. Aber so du es wieder wagst, Bube!“ — fuhr er mit wachsendem Grimm fort, „so du es wagst, je wieder eine einzige Sylbe gegen mich davon zu erwähnen — bei allen Teu-

feln! hier oder am Fuße dos Vesuvs, es ist mir gleich!" —

Giovechino konnte vor Wuth nicht weiter reden, todtblaß, mit dem Blick eines blutdürstenden Tigers blickte er den Primo Amoroso an und griff rasch nach dem Messer. Einen lauten Schreckensschrei ausstoßsend, sprang Signor Antonio Montecavallo zurück. Der Grazioso faßte sich, lachte laut auf und verließ den Circus.

Die holde Fiametta stand in ihrem Zimmer vor dem Spiegel und betrachtete wohlgefällig die eben eingehängten kostbaren Brillantenohrringe, das neueste Geschenk des Fürsten, welche die alte Mariane Capuzzi in Empfang genommen hatte.

„Nicht wahr, Mariane," fragte das Mädchen lächelnd, „solch ein Geschmeide hat selbst die Primadonna zu San Carlo nicht?"

Gewiß nicht, Kind! stimmte die Alte bei, und es ist die Frage, ob selbst eine Primadonna zu Rom, Mailand und Venedig was Aehnliches aufzuweisen im Stande ist. Doch für dich, mein Püppchen!

sind die kostbarsten Edelsteine nicht zu kostbar — immerhin mögen sie funkeln und strahlen wie sie wollen, sie können doch noch lange warten, eh' sie's deinen Aeuglein gleichthun. — **Corpo della luna!** hätte ich deine Augen gehabt, als ich jung war, und dein zierliches vornehmes Wesen, es müßte schlecht zugegangen sein, wenn ich nicht wenigstens einen Marchese zum Sponsen bekommen hätte.

„Nach einem Marchese verlangt mich gar nicht!" versetzte leichtfertig Fiametta.

Recht, Püppchen! sprach die Alte, für dich ist's überhaupt besser, wenn du vorerst noch ledig bleibst, versteh' mich, ich meine, daß du nicht heirathest. Selbst ein Marchese, wäre er auch noch so reich, ist doch am Ende für dich nur ein armer Schächer. Aber ein Duca, Liebchen! ein Duca, wie der, der in diesem Lande regiert und wie regiert! den zu beherrschen, das Fiamettchen wäre deiner würdig.

„Du bist nicht klug, Alte!" rief Fiametta, hocherröthend sich abwendend. —

„Klug genug, um dich zu errathen!" kicherte Mariane, **Eh!** meinst du, ich wüßte nicht, was du insgeheim wünschest und träumst? Nun, nun! es

steht ja nur bei dir, daß Alles geschieht, was du willst! wolle nur, Schätzchen.

„Schweig', Alte!“ sprach Fiametta in heftiger Bewegung, „du erräthst mich nicht! Geb' ich auch oft thörigter Eitelkeit auf Augenblicke mich hin; dennoch bin ich besser, wie du denkst. Nein, nein! nie werde ich so tief sinken.“

„Was nennst du sinken?“ spottete Mariane. Geliebt zu werden, angebetet von dem schönsten Fürsten seiner Zeit? Schwelgend in allen Genüssen, welche Schönheit, Jugend, Reichthum und unbeschränkte Macht zu bieten vermögen? Beneidet von Allen um dich her! nennst du das sinken?“

„Eins hast du vergessen, Mariane.“

„Ei, was? laß doch hören.“

„Die Verachtung des Volks.“

— Närrchen! was kümmert dich der elende Pöbel, der nicht einmal den Mund öffnen darf zum Vivatrufe, wenn's der Gebieter nicht eben befiehlt. —

„O!“ rief Fiametta mit Gefühl, „aus den scheuen Blicken dieses unglücklichen Volks spricht eine Anklage, die entsetzlicher ist, als das lauteste Wuthgeschrei der Kinder Masaniello's.“

Mariane zuckte spöttisch grinsend die Achseln und versetzte kalt: „Ich hätte nimmer geglaubt, die Weisheit des Grazio so könne dir gefährlich werden.“

„Nenne diesen verhaßten Namen nicht!“ rief Fiametta in Thränen ausbrechend, — „o der elenden Schwachheit, daß ich um dieses Namens willen einen Menschen fliehe, zurückstoße, kränke, der mich liebt — über alles liebt! und den ich — armer Giovechino! — du aber, Undankbare! vergissest du ganz, daß Giovechino es war, der dir und mir das Leben rettete?“

— „Nicht doch, Liebchen! nicht doch! — entgegnete die Alte boshaft — und willst du ihn dafür heirathen, so hab' ich ja nichts dawider.

„Wer redet davon?“ zürnte Fiametta.

— „Eh! ich denke du! oder was willst du denn eigentlich? daß der Giovechino dich liebt, weißt du so gut, wie wir Alle, und hast es so eben noch selbst gesagt! daß er sich um deinetwillen abhärmt und zergrämt — oh per Dio santo! das bezeugen seine bleichen Wangen. Es ist wohl Schade um das hübsche junge Blut! das sagte auch der Signor Ranuzio diesen Morgen noch; und der Giovechino wäre jetzt

so melancholisch, sagte er, daß er ihn fast nicht mehr zum Grazioso brauchen könne, wenn das so fortginge, sagte er.“—

„Giftige Schlange!“ murmelte Fiametta, einen verächtlichen Seitenblick auf die Alte werfend. Signora Mariana Capuzzi wollte eben auf's neue den Faden der Unterredung anknüpfen, als die Thüre sich öffnete und Giovechino eintrat.

—„Entferne dich!“ befahl er kurz und bestimmt der Alten. Mit einem boshaften Blick verließ Mariane das Zimmer, indem sie zwischen den Zähnen vor sich hin murrte: „Thut das Bürschchen doch, Gott verzeih' mir die Sünde! als wäre es ein regierender Principe.“

Fiametta hatte sich verlegen an einen Tisch gesetzt, worauf noch mehrere Kostbarkeiten lagen, welche sie zusammen suchte und in ein Kästchen verschloß.

Giovechino stand ihr gegenüber mit untergeschlagenen Armen, düstern Blickes sie betrachtend. „Was wolltest du mir sagen?“ begann endlich Fiametta ohne aufzublicken.

Der Jüngling seufzte tief und fragte mit leisem Vorwurf: „Nicht eines Blickes mehr würdigt Fia-

metta den armen Grazioso?“ Fiametta erhob schüchtern das Auge; sie sah das schmerzliche Lächeln des Heimlichgeliebten, sah die Spuren tiefen Leidens in seinen bleichen Zügen — und ihn mit dem vollsten Ausdruck inniger Zärtlichkeit anblickend, flüsterte sie sanft: „Giovechino!“

Da warf sich der Grazioso ihr zu Füßen, ergriff ihre beiden Hände, riß sie an sein Herz, an seine Lippen und rief in heftigster Bewegung: „O Fiametta! einzig Ewiggeliebte! das war der Ton, mit dem du sonst mich riefest! das war der Blick, der sonst mir strahlte, daß ich zum Gott mich träumte, und vermessen herausfordernd den Allmächtigen fragte: Wer ist glücklicher, du oder ich? — Ich war glücklicher!! Da ergrimmte er, wandte dein Herz von mir, und jetzt — bin ich grenzenlos elend!“ — Thränen entstürzten seinen Augen, krampfhaft zitternd drückte er das glühende Gesicht in Fiamettens Schooß und schluchzte laut.

Fiametta außer sich, kaum der Sprache mächtig, flüsterte angstvoll: „Giovechino! um aller Heiligen willen! lästre nicht! Sei nur ruhig, ich beschwöre dich! ich will ja — ach! rede doch nur, was soll ich

denn?“ Ihre Thränen vermischten sich mit den seinen, sie streichelte sein Haupt, preßte es an ihre wogende Brust, küßte seine Stirne und wiederholte schmeichelnd: „Was soll ich denn, mein Leben? rede doch nur!“

„Deinem Herzen folgen!“ rief Giovechino leidenschaftlich, „deinem Herzen, das mich liebt, wie dich das meine! Weh dir und mir, wenn du nicht auf seine Stimme hörst, wenn du dich verlocken lässest von Eitelkeit und falscher Schaam! das sind die Fallstricke des Satans, der uns zu verderben trachtet um unserer Liebe willen. Unsere Liebe war rein und treu vor Gott! und ist's und wird es bleiben, wenn du den Bund nicht brichst! Was kümmert es unserer ernsten heiligen Liebe, daß ich auf der Schaubühne das Volk zum Lachen reize, während du unsern Todfeind „Caro Sposo“ nennst? Beides ist Lüge, doch das, was wir für einander empfinden, das ist Wahrheit! ewige Wahrheit! Weh dir und mir, könnte sie entfliehen vor der bösen Geister Macht!“

„Höre mich, höre mich, guter Giovechino!“ bat Fiametta, „ich liebe dich ja! mein Herz versteht ja das deine, und nie könnt' ich dir untreu werden.

Aber eben weil ich dich liebe, weil ich es so treu mit dir meine, darf ich dich nicht täuschen, nicht belügen! — Schilt mich eine Thörin, ein mehr als kindisches Kind; — aber ich vermag es nicht, vor andern Menschen meine Liebe freudig zu bekennen, so lange du als Grazioso dich dem Volke zeigst. Ich vermag's nicht zu ertragen, daß den Geliebten überall Gelächter und nur wieherndes Gelächter empfängt und begleitet, während ich Begeisterung und Bewunderung errege. Ich weiß es wohl, vieles ist nur leerer Schein, vielleicht alles, so lange wir auf der Bühne stehn; doch auch vieles davon folgt uns verstörend ins wirkliche Leben hinüber. „O! wie ein glühender Dolchstoß traf mich das Wort des Fürsten: ob du als Hofnarr in seine Dienste treten wolltest! und daß du dieses Wort dulden mußtest, ließ dich, den Grazioso in jenem Augenblicke mir fast verächtlich erscheinen."

„Maledetto!" rief wildaufspringend mit tödtlichen Blicken der Grazioso: — „Verächtlich sagst du?"

„Ich kann nicht lügen in dieser feierlichen Stunde!" sprach heftiger weinend Fiametta.

Sie haben's erreicht," murmelte mit Ingrimm Giovechino, indem sein Gesicht noch bleicher als gewöhnlich wurde. — „Sie konnt' es denken, daß es möglich sei, den Geliebten zu verachten." Er schwieg einige Augenblicke in düsterm Hinbrüten versunken, dann edel und kühn vor Fiametten hintretend, sprach er mit Feuer: „Als Giovechino in den Schluchten der Apenninen allein fünf Banditen zu Boden schlug, da ließ unsere ganze Truppe den wackern Grazioso leben, und du lagst an seinem Herzen und nanntest ihn mit süßen Namen: „Retter! Befreier!" — Welch böser Geist träufte dir das Gift in die unbefangene Seele, daß unsere heitere lebensfrohe Kunst und ihre Ausübung dir auf einmal verächtlich erscheinen? Weh dem Volke, das, wo es herzlich lacht, hinterdrein sich seiner Freude schämen und sie verachten kann! es muß ein kaltes, grillenhaftes, sclavisches Volk sein! unter dem ewigschönen Himmel unseres Vaterlandes lebt es nicht. — Die Frage des Fürsten an mich hat dein Innerstes verletzt? — Auch ich bezwang nur mühsam die gerechte Wuth; doch nicht die alberne Frage war's, was mich empörte; denn meine Ehre vermochte sie nicht zu

kränken! die ehrlose Absicht war's, um derentwillen sie der Fürst in deiner Gegenwart mir that. Dein Erröthen sagt mir, daß auch du ahnest, wonach er strebt! muß ich noch hinzufügen: daß alles, was hier geschieht, mich in deinen Augen herabzusetzen, mit in den Plan des Fürsten gehört, um deiner gewisser zu werden, da er um unsere Liebe weiß? — Nun sprich, Fiametta: wem gebührt hier die Verachtung, dem armen Grazioso, der dich liebt und keine Gefahr, keinen Schmerz achtet, wo es deine Liebe gilt; oder dem mächtigen Fürsten, der, seinen frechen Lüsten zu fröhnen, die niedrigsten Mittel nicht verschmäht, wohl aber zu feige ist, dem armen Grazioso als offener Feind entgegen zu treten? — Ja! stünde der Preis deiner höchsten Gunst darauf, und ich sollte wählen zwischen dem Stand des mächtigen Fürsten und dem meinen; ich bliebe der arme Grazioso, und lastete der Fluch des Lächerlichen tausendfach auf mir. — Fiametta! ich glaube an dein Herz! ich traue dir, denn ich warnte dich! — Könntest du mich dennoch täuschen! dann, Fiametta! dann —"

„Nicht weiter, mein Giovechino!" fiel ihm das Mädchen erschüttert ins Wort, „Nie! nie wird

Fiametta dir und sich selber untreu! Dir, mein Geliebter, schwöre ich auf's Neue: dein zu sein immerdar! ganz dein! — Ach laß mir nur Zeit, mich wieder zu sammeln! aus meinem Herzen jedes Gefühl zu bannen, das unserer Liebe nicht würdig. Könnten wir nur heute schon diese Stadt, dieses Land verlassen! Ja! fort von hier und fort mit Allem, was mich an Hier erinnert!" Sie nahm bei diesen Worten die Ohrgehänge ab, und warf sie, ohne sie mehr eines Blicks zu würdigen, bei Seite.

„Fiametta! mein Mädchen!" jauchzte Giovechino und riß sie mit allem Feuer der Liebe in seine Arme; Fiametta erwiederte seine Umarmung, und Beider Lippen brannten an einander. Da öffnete sich leise die Zimmerthür, Mariana's häßliches Gesicht schaute grinsend herein, und mit heiserm Lachen krächzte die Alte: Sagt' ich's nicht? Eh viva la signora graziosa!

Was die Liebenden für immer hatte trennen sollen, war die Veranlassung geworden, daß sie sich einander wieder näherten und inniger denn je vorher. Fiametta, gestand sie auch noch nicht offen, daß

sie den Grazioso liebe, (und Niemand trieb sie an, dies Geständniß zu thun), so behandelte sie ihn doch mit einer Zartheit und Aufmerksamkeit, welche deutlich zeigten, was sie für ihn empfand und wie sehr sie alle jene Künste verachtete, durch die man sich bestrebte, den Geliebten in ihren Augen lächerlich erscheinen zu lassen.

Aber auch Giovechino's Benehmen war ein anderes geworden. Ohne irgend eine jener bizarren Eigenschaften, darin er auch im gewöhnlichen Leben sich gefiel, und welche allerdings nur zu gut für die Zwecke seiner Widersacher geeignet schienen, aufzugeben, wußte er sie jetzt auf eine Art geltend zu machen, deren großartige Keckheit imponirte und alle Versuche, ihn selbst lächerlich erscheinen zu lassen, vernichtete. Er fühlte es wohl: durch Ernst würde er seine Sache nur verschlimmert und seinen Feinden Gelegenheit zu neuen Spöttereien gegeben haben; sein Scherz brachte sie außer Fassung und ließ sie verstummen.

Der Fürst, als er den Stand der Dinge erfuhr, gerieth in den heftigsten Zorn und sagte dem Hofmarschall schonungslos die derbsten Wahrheiten ins

Gesicht. Er hatte anfangs die Sache für nichts mehr als ein ganz gewöhnliches galantes Abenteuer angesehen und beschlossen, es als ein solches zu Ende zu führen. Wie er aber Fiametten näher kennen lernte, gestaltete sich seine Neigung ernster, und jetzt war sie zu einer wirklichen Leidenschaft angewachsen, wohl um so gefährlicher, als sie bei ihm die erste der Art war.

„Schaffen Sie Rath!“ fuhr er ingrimmig den Hofmarschall an, „Rath, daß ich Fiametta gewinne! Sie waren es, der den einfältigen Plan entwarf, dessen Ausgang mich auf die schnödeste Weise verhöhnt! Machen Sie wieder gut, oder bei meinem Zorn! sein Sie auf das Schlimmste gefaßt.“ Vernichtet entfernte sich der Hofmarschall, und sandte eiligst nach dem Primo amoroso, sich mit ihm zu bereden.

„Im Guten richten wir nichts mehr aus,“ erklärte Antonio Montecavallo. „Zu verführen ist Fiametta nicht! jetzt weniger denn je. Will der Fürst sie gewinnen, dann ist der einzige Weg: wir suchen es so zu lenken, daß sie, um den Geliebten zu retten, sich ergeben muß.“ — „Ihr meint,

wir sollten den Grazioso irgend eines Vergehens beschuldigen?" — „Beschuldigen? ohne Grund? nicht doch! er muß es wirklich begehen, der Bursche ist ein Tollkopf, leicht zu reizen und somit zu fangen. Geruhen Excellenza mir nur zu sagen, was er etwa thun müßte, damit wir ihm an den Kragen könnten?"

Der Hofmarschall schien sich vor dieser Frage ein wenig zu entsetzen. Nach einer Pause entgegnete er bedenklich: „Darüber muß ich doch erst mit Sr. Durchlaucht reden! Zu weit darf der Grazioso nicht geführt werden, denn unsere Gesetze sind streng, und geringe Vergehen werden oft hart, ja grausam bestraft." — „Ah tanto meglio," erwiderte Montecavallo, „wir wollen es überlegen." Doch der Zufall hatte diesmal den Feinden des armen Giovechino in die Hände gearbeitet; denn eben trat der Intendant der fürstlichen Spektakel ein und berichtete, daß der Grazioso der italienischen Truppe verhaftet sei, weil er den Kammerdiener Sr. Durchlaucht auf den Gängen des Schlosses derb durchgeprügelt habe. Der Herr Kammerdiener hatten sich nämlich herausgenommen, auf eine etwas grobe Art mit dem Grazioso scherzen zu wollen. Der Hofmarschall fuhr

auf und flüsterte dem Primo amoroso zu: „Gewonnen! auf dies Verbrechen steht hier, wo nicht Verlust des Kopfes, doch der Verlust der rechten Hand, mindestens harte Kerkerstrafe auf unbestimmte Zeit. Ich eile zum Fürsten! Seht was ihr unterdessen bei der spröden Donna schafft.“ — Höllischen Jubels voll im Innern, vernahm Antonio den Auftrag und säumte nicht, ihn zu vollführen. Mit erheuchelter Theilnahme überbrachte er Fiametten die Kunde, daß Giovechino seines Vergehens halber im Kerker schmachte, und welches Schicksal ihm drohe.

Fiametta schrie entsetzt auf und überließ sich allen Ausbrüchen wilder Trostlosigkeit; als jedoch der Primo amoroso meinte: noch sei nicht alle Hoffnung verloren und Hülfe möglich, da fragte sie rasch und leidenschaftlich: „Hülfe? — Wie?“ Antonio lächelte listig-frech und sprach sodann mit widerlicher Freundlichkeit: „Es käme nur auf Euch an, schöne Fiametta! — Daß der Fürst Euch liebt, anbetet, wisset Ihr so gut wie ich. Ihr habt es zwar seit einiger Zeit, um des guten Grazioso willen, nicht bemerken wollen; allein nun, mein' ich, könntet Ihr, eben

um des geliebten Grazioso willen, dem Fürsten schon ein wenig mehr Aufmerksomkeit schenken. Ein gutes Wort findet einen guten Mann! und sprächet Ihr nur das rechte — ein kleines einfaches Wort mein' ich! — ich wollte d'rauf wetten, der Grazioso wäre noch in selbiger Stunde frei, and das wäre wohl ein großes Glück für ihn, denn sonst verliert er mindestens die rechte Hand, oder muß auf unbestimmte Zeit (das heißt so viel als auf Zeitlebens), in einem abscheulichen Kerker sitzen." — Fiametta hatte den Primo amoroso mit tiefster Verachtung zugehört. Als er geendet, schwieg sie noch einige Zeit, ihn fest anschauend, so daß er seinen Blick zu Boden schlagen mußte.

„Armseliger Mensch!" sprach sie dann, „das also ist es? Bis so weit sollten Eure bösen Künste mich treiben? Geh, sage denen, die dich sandten: Fiametta liebe den Grazioso, und werde ihm treu bleiben bis zum Tode." — „Weiter nichts, Fiametta?" — „Nichts." — „Und wenn nun," fuhr giftig Antonio fort, „wenn nun Giovechino selbst mich zu dir gesandt hätte, dich anzuflehen um seine Rettung?"

Fiametta erröthete und fuhr auf: „Er selbst?“ — doch sich besinnend, sprach sie mit ihrer vorigen Kälte: „Elender Lügner! das hat er nicht! könnt' er's, Fiametta hätte ihn nie geliebt, hätt' ihn noch tiefer verachtet, als sie dich verachtet. Geh', sag' ich! bringe denen, die dich sandten, die Antwort: Fiametta liebe den Grazioso! Mögen sie ihn in dem tiefsten Kerker verschmachten lassen, ihm die Hand abhauen, ihn tödten! Fiametta weiß mit dem Geliebten zu leiden und zu sterben, doch nie wird sie sich selbst die Treue brechen, welche sie dem Grazioso gelobte.“ — „Ich werde es ausrichten, Signora Fiametta!“ erwiderte mit Hohn der Primo amoroso, indem er sich entfernte.

Als er fort war, warf sich Fiametta weinend auf ihr Ruhebett. „Armer Giovechino!“ klagte sie, „was wird aus uns werden? Ach, mein Stolz ist gebrochen! jede Hoffnung mir entflohen! aber wie unaussprechlich ich dich liebe, das fühl' ich jetzt erst, denn unsere Liebe gilt mir mehr als selbst dein Leben.

Unterdessen war auch der Hofmarschall schon bei dem Fürsten gewesen und hatte ihn von dem Vorgefallenen unterrichtet, so wie von dem, was jetzt

zu thun sei, um das spröde Mädchen zu gewinnen. Der Fürst stutzte einen Augenblick und schien im Kampfe mit sich selbst, ob er auf die niedern Vorschläge seines Günstlings eingehen dürfe. Doch seine Leidenschaft siegte! Zu lockend stand das Bild der schönen Fiametta vor seiner erhitzten Phantasie! Ehre, Würde, Pflicht, Alles vergessend, willigte er in die Pläne des Hofmarschalls und machte nur die Bedingung, daß Alles möglichst rasch betrieben würde, damit er bald das Ziel gewänne. Mehrere Tage vergingen so. Fiametta blieb standhaft, aber ihr Zustand war schrecklich. Der alte Impressario war, als sich dies Alles begab, nicht in der Residenz, sondern auf einem eine gute Tagereise entfernten Lustschlosse des Fürsten, wo ebenfalls dem hohen Gaste des Fürsten zu Ehren eine Reihe Festlichkeiten statt finden sollten, und wo Signor Ranuzio seine Anordnungen hatte machen müssen. Diese waren nun beendigt, und er kehrte zurück, ohne eine Ahnung dessen, was sich während seiner Abwesenheit von der Residenz daselbst zugetragen. Mit großer Bestürzung vernahm er daher Alles aus dem Munde der ihm entgegeneilenden Fiametta und schien sehr

wohl die Gefahr zu begreifen, in der sein Liebling Giovechino schwebe. Doch eine ganz eigne Verlegenheit stritt sichtbar mit seiner Bestürzung, und wurde trotz dem Tragischen der Verhältnisse fast komisch, da es unzweifelhaft sich zeigte, daß sie immer mehr und mehr die Oberhand gewänne. Er gebehrdete sich gar wundersam, rang die Hände, kniff die Augen zu, summte Einiges, was fast wie „Maledetto," oder sonst ein sanfter Fluch klang, wimmerte leise dazwischen und seufzte höchst beweglich. Endlich jedoch faßte er sich, so gut es in der Geschwindigkeit gehen wollte, warf der weinenden Fiametta einige confuse Trostworte zu; stülpte den Hut verkehrt auf's Haupt und entfernte sich rasch, indem er leise vor sich hinjammerte: „Dio! ich muß — ich muß! o Dio santo! ich muß dem gnädigen Principe Alles offenbaren."

Der Fürst saß eben in seinem Cabinet, ärgerlich, aufgeregt, vielleicht mit sich selber nicht zufrieden; gewiß indeß noch weit weniger mit seinen Umgebungen, als der Leibpage den Impressario der italienischen Truppe anmeldete. Der Fürst fuhr empor und

rief: „Laß ihn kommen!“ Der Page öffnete die Thüre, und zitternd wie Espenlaub, unter tiefen Bücklingen, tausend Excüsen und Complimente stammelnd, trat Signor Ranuzio Spazicamino ein. „Zur Sache!“ sprach der Fürst ungeduldig, „weshalb kommt Ihr? Was ist Euer Begehr? Welche geheime Mittheilungen habt Ihr mir zu machen?“ — „O Altezza!“ seufzte der Alte, ich unterwinde mich anzuflehen Ihre Gnade und Großmuth für den armen Giovechino, meinen Grazioso!“

„Kein Wort für den!“ zürnte der Fürst. — „Tausend für Eins, Altezza! ich darf nicht schweigen! ich muß reden zu Ihnen für den armen Giovechino, meinen Grazioso!“ — „Schweig, Impressario! bei meiner Ungnade!“ — „Sie treffe mich!“ rief der alte Mann, heftiger zitternd, mit weinerlicher Stimme, „sie treffe den armen Ranuzio Spazicamino, wenn die Gnadensonne des gnädigsten Herrn nur dem guten Giovechino strahlt, der, ohne es zu wollen und zu wissen, sich vergangen hat.“ — „Ohne es zu wollen und zu wissen?“ widerholte der Fürst spottend. — „Meinen ersten Kammerdiener hat er auf den Gängen meines Schlosses thätlich mißhan-

delt! Kann man das, ohne es zu wollen und zu wissen? Nein, Alter! der Grazioso ist meinen Hausgesetzen verfallen und soll mir mindestens die verruchte Faust verlieren, die es wagte, sich in meiner Burg an meinem Diener zu vergreifen. Was weiter noch geschieht, wird sich finden.“ Die Gestalt des Impressario war, während der Fürst sprach, immer mehr und mehr zusammengesunken, und auch, nachdem der Fürst geendet, verharrte Ranuzio Spazicamino noch einige Augenblicke in seiner demüthigen Stellung. Dann aber nahm er sich zusammen, richtete sich wieder in die Höhe und entgegnete — wiewohl noch immer zitternd und zögernd — doch bestimmt: „Altezza erlauben! aber die Hand werden Sie dem Grazioso nicht abhauen lassen.“ „Wie?“ rief der Fürst, erstaunt über die Kühnheit des Alten und ihn mit zornigen Blicken musternd: Doch dieser, ohne sich daran zu kehren, fuhr mit dem Muth der Verzweiflung fort: „Altezza verzeihen! aber ich muß es sagen: Giovechino ist — Altezza's Bruder.“ — Wie vom jähen Schreck durchzuckt, stand der Fürst und stammelte erbleichend: „Bist du wahnsinnig, alter Mensch? was schwatzest

du da?" — „Giovechino" — widerholte der Impressario — „der Grazioso ist Altezza's Bruder, der leibliche Sohn von Altezza's höchstseligen Herrn Vater."

„Beweise!" sprach der Fürst kaum hörbar, indem eine glühende Schamröthe die Blässe von seinen Wangen verjagte. Der Impressario, in fast possierlicher Verlegenheit und dennoch mit jenem Freimuth, der dem Wahren so eigen, begann: „Es ist Altezza bekannt, daß dero Höchstseliger, in Gott ruhender Herr Vater — als Altezza noch ein kleines Prinzchen waren — mein schönes Heimathland, Italia, bereis'te. Ein junges Mädchen, welches Altezza der Vater eines Tages in Neapel am Fenster erblickte, gefiel Höchstdemselben über die Maaßen wohl, und nicht lange währte es, so hatte er die Gelegenheit gefunden, der schönen Laura sich zu nahen. Laura war jung, feurig und unerfahren; Altezza's Vater schön, sehr schön, wie Altezza fast! Was Wunder, wenn Laura nicht lange widerstand? — Die Frucht ihrer Liebe ist Giovechino. Ich selbst hatte Laura früher geliebt, und als Altezza's Vater in seine Lande zurückkehrte, liebte ich sie noch und bot der Verlas-

ſenen, alles Geſchehene vergeſſend, meine Hand. Laura aber, den Tod im Herzen, übergab mir den Knaben und dieſe Papiere, welche bezeugen werden, daß Ranuzio Spazicamino nicht Unwahrheit redet! — Dann ſtarb ſie, und ich — habe keine Seele wieder geliebt, außer den kleinen Giovechino, den Sohn der armen Laura und des reichen Fürſten. Hier Altezza, die Briefe an Laura von des Fürſten eigner Hand! Giovechino weiß nicht um das Geheimniß; kein Menſch, außer Altezza und Ihrem Knecht Ranuzio, weiß mehr darum! Auch Altezza würden es nicht erfahren haben, ich hätte es mit mir ins Grab genommen, wenn Altezza nicht gedroht, dem guten Giovechino die Hand abhauen zu laſſen."

Mechaniſch griff der Fürſt nach den Papieren, durchflog ſie und ſank erſchüttert in einen Seſſel. „Was gedenken Altezza zu thun?" fragte nach einer Pauſe leiſe und ernſt der Impreſſario. Der Fürſt erhob ſich raſch, ſchritt auf den Alten zu und ſprach mit großer Bewegung: „Du ſchwörſt mir, daß Giovechino nie erfährt, was du mir entdeckteſt, noch ſonſt ein Menſch. Um Aufſehen zu vermeiden, und damit er ſelbſt nicht die leiſeſte Ahnung bekommt,

bleibt er noch einige Tage in gelinder Haft; dann verläßt er diese Stadt und dieses Land und darf es nie wieder betreten. — Ich weiß, er liebt die schöne Fiametta, — er mag sie heirathen und glücklich mit ihr sein, ich werde sie reich ausstatten, auch du, Alter, sollst nicht vergessen werden! Doch das Geheimniß" — „Nehme ich mit mir ins Grab, mein edler Principe." — „So geh' und tröste Fiametten, sie wird um den Geliebten in Angst sein! doch Giovechino darf von Allem nie etwas erfahren."

Der Impressario versprach nochmals die unverbrüchlichste Verschwiegenheit und entfernte sich. Der Fürst athmete tief auf, als er sich allein befand. „An welchem Abgrund stand ich!" sprach er schaudernd, „und wer brachte mich bis dahin? Er büße! und ich — o, daß ich fortan stets, wie hier, Herr meiner Leidenschaft würde!" — „Der Hofmarschall," meldete der Leibpage, — „mag je eher je lieber auf seine Güter reisen!" fiel der Fürst ihm ins Wort. Betroffen überbrachte der Page dem Hofmarschall den vernichtenden Befehl. Der Fürst war sehr mit sich zufrieden. Wir jedoch haben keine Ursache zu glauben, daß der Fürst seinen guten Vor-

sätzen in der Folge immer treu geblieben! Solche jähe Sprünge vom Schlechten zum Guten zeugen immer von der Charakterschwäche dessen, der sie unternimmt.

Mit Wuth und Verzweiflung hatte der Primo Amoroso von der alten Mariane die Nachricht vernommen, daß Giovechino höchst wahrscheinlich schon in wenigen Tagen mit einer gelinden Strafe davon kommen werde, und daß sodann seiner Verbindung mit Fiametten nichts mehr im Wege stehen dürfte, da des Fürsten Neigung plötzlich auf unbegreifliche Weise erkaltet sei. Die Ungnade des Hofmarschalls überzeugte ihn vollends von dem gänzlichen Mißlingen seines Racheplans; er glühte vor Scham und Grimm bei dem Gedanken, ein Zeuge des Glücks der von ihm tödtlich gehaßten Liebenden sein zu müssen.

Zu feige, eine Gewaltthat zu vollbringen, wie dergleichen in seiner Heimath nur zu häufig vorkommen, war ihm dennoch der Gedanke ungestillter Rache mehr als Höllenpein. Lange sann und brütete er über einen Plan, wodurch er das Glück Giovechino's

und Fiamettens zerstören könne. Endlich glaubte er, einen gefunden zu haben, und nur mit Mühe unterdrückte er ein lautes Aufjauchzen wilder Schadenfreude. An einem Pfeiler des Circus gelehnt, die Mandoline im Arm, stand er am andern Abend, spielend und singend. Um ihn her in malerischen Gruppen hatten sich die andern Mitglieder der Truppe gelagert, wie das ihre Gewohnheit, wenn die Probe zu Ende war.

Jubelnd und einander haschend sprangen die Kinder zwischen ihnen herum! Eben sank die Sonne, ihre letzten Strahlen flammten noch einmal hoch auf, und übergossen Alles mit einem rosig-goldenen Schein, als der Primo Amoroso ein neues Lied begann, dessen Refrain, wie gewöhnlich, die übrigen Sänger der Truppe im Chor ausführten. Das Lied lautete wie folgt:

Komm, schlanke Hebe! reiche mir
Die Becher, bekränzet mit Rosen!
Und unter grünen Myrthen hier
Laß traulich ein Stündchen uns kosen.
  Ruh' ich dir in seliger Lust
  An glühender, wogender Brust;

Mag toben das Leben
Und stürmen das Schicksal darein! —
Mein ist die Minute!
Ich jauchze: die Lieb' und der Wein!

Chor.

Schlanke Hebe! reich' den Becher
Unter grünen Myrthen mir! —
Ewig junge Göttin, dir
Huld'gen alt' und junge Zecher.

So Mancher hofft wohl auf das Glück
Und wird es doch nimmer erjagen.
Nun kommt das finst're Mißgeschick,
Da kann er verzweifeln und klagen.
Ganz recht, ei, bedünkt mir der Lohn!
Dem thörichten Hoffer sei Hohn!
Ergreife die Freude!
Hält fest sie und küsse sie roth!
Das Ende vom Liede
Bleibt immer und immer: der Tod —

Chor.

— Froh das Leben zu genießen,
Scherzet, singet, trinket, küßt!
Eins nur hofft, das sicher ist:
Jeder Kranz wird einst zerrissen.

Der schneidende höhnische Schluß des Liedes hatte die Heiterkeit der Truppe nicht gemindert, im Gegen=

theil schien sie noch gesteigert zu werden durch die Betrachtung, wie nichtig im Grunde alles zu nehmen.

Nur Fiametta sah mit geheimen Entsetzen auf den Primo Amoroso, denn während des Gesanges hatte er ihr einen Blick zugeworfen, der jenem der Klapperschlange glich, womit sie das Opfer bestrickt, dem sie den Tod zugedacht. Als die Dämmerung hereinbrach, entfernten sich nach und nach die Mitglieder der Truppe aus dem Circus, der Primo Amoroso war der Letzte von Allen.

In seinem Kerker saß sinnend und träumend der Grazioso. Der Kerkermeister hatte ihm die Fesseln abgenommen und ihn gefragt, ob er sich in seiner Gefangenschaft sonst noch Etwas wünsche?

Was ihm der Alte früher von den scharfen Hausgesetzen des Hofes erzählt hatte, war nicht geeignet gewesen, seinen Muth sonderlich aufzurichten, und er fand in der Abnahme seiner Fesseln, sowie in der nunmehr anständigen und milden Behandlung, Grund zu glauben, man betrachte ihn schon als einen armen Sünder, dessen Urtheil gefällt und für welchen auf Erden nichts mehr zu hoffen sei, als der letzte Gang zum Richtplatz.

Mit kaltem, bittern Lächeln starrte Giovechino vor sich hin. Todesfurcht, Verzweiflung blieben ihm fern, aber ein furchtbarer Grimm tobte in seinem Herzen.

„Arme Fiametta!“ murmelte er endlich, „wohl wäre dir besser, wenn du mich nie gesehen hättest! Ich habe dir schlecht Wort gehalten. — Was gäbe ich jetzt darum, könntest du über mich lachen. Es wird aber wohl Niemand lachen, wenn das blutige Haupt des Grazioso in den Sand rollt; selbst Antonio wird nicht lachen können, und das ist das Schlimme bei der Sache, die doch im Grunde ganz verdammt lächerlich ist.“

Die Thür des Gefängnisses öffnete sich, der Kerkermeister trat ein, ihm folgte ein Capuziner.

„Der ehrwürdige Pater,“ sprach der Kerkermeister, „ist gesandt worden, sich mit dir, Giovechino, deines Seelenheils wegen zu unterreden. Ich lass' euch ein Stündchen allein, dann ist's die Zeit, wo alle Thüren geschlossen werden müssen.“

Er entfernte sich, die Gefängnißthüre nur anlehnend, da seine Wohnung auf dem Gange befindlich

und alle andern Ausgangsthüren, wie immer, wohl verschlossen waren.

„Ich heiße dich willkommen, frommer Pater!“ sprach Giovechino, „und danke dir, daß du dich meiner annimmst. Zwar viel werde ich nicht mit dir zu verhandeln haben; doch kannst du mir einen grossen Dienst erzeigen, wenn du einen Auftrag ausrichtest, den ich dir für ein theures Mädchen geben möchte.“

Er war, während er die letzten Worte sprach, an den Tisch getreten und hatte die Lampe aufgestört, daß sie heller brenne. Jetzt wandte er sich, schaute dem Capuziner ins Gesicht und fuhr mit einem unwillkürlichen Ausruf des Erstaunens zurück, denn der fromme Pater, welcher seine Capuzze zurückgeschlagen hatte, war niemand anders als Antonio Montecavallo, der Primo Amoroso.

Antonio weidete sich einige Augenblicke an Giovechino's Erstaunen, dann begann er mit treuherzigem Ton, wobei er jedoch ein schadenfrohes Lächeln nicht ganz unterdrücken konnte:

„Ihr scheint verwundert, Giovechino, mich hier zu sehen, und meint vielleicht, ich käme nur, um

mich an Euerm Mißgeschick zu erfreuen. Verbannt diesen Argwohn! Freude über Euer Unglück ist mir fern! Ihr dauert mich, es thut mir weh, Euch so gebeugt zu finden, und ich will Euch helfen so viel ich kann.“

Den Primo Amoroso fest ins Auge fassend, hatte Giovechino ihn ruhig angehört, und mit Ruhe entgegnete er nun:

„Ich habe Euch, Antonio, schon oft gesagt, wofür ich Euch halte, und das Unglück hat mich keineswegs so gebeugt, daß meine Meinung hinsichtlich Eurer sich im geringsten verändert hätte. Eures Mitleids bedarf ich nicht, an Eure Theilnahme glaub' ich nicht und will sie nicht. Ich weiß, daß Euch nichts Gutes zu mir führt, daß keine frohe Botschaft mir aus eurem Munde kommen kann. Aber auch das Schlimmste, das Ihr mir brächtet, würde mich nicht niederbeugen, denn ich veracht' Euch, und keinen Triumph soll't Ihr je über mich davon tragen.“

„Ei wie stolz!“ lächelte Antonio, „keinen Triumph meint Ihr? keinen?! Wohlan Grazioso! es gilt den Versuch. Ja, ich gesteh' es, ich hasse dich,

hasse dich glühend! Ich habe mich gefreut, als ich vernahm, du sei'st den Gerichten verfallen und werdest das Haupt lassen müssen für den thörichten Stolz, die Mißhandlungen eines fürstlichen Laquaien nicht mit gebührender Unterwürfigkeit, als einen gnädigen Scherz aufgenommen zu haben. Ich freute mich, daß dem Grazioso sein Recht werden sollte, der, trotz dem, daß er nur ein Grazioso ist, mir vorgezogen wurde. Aber mehr wollt' ich auch nicht, Giovechino! An deinem Tod' hatt' ich genug, denn ich bin ein Mensch, kein Teufel."

„Dieses hämische Lächeln, dessen du nicht Meister werden kannst, straft deine Worte Lügen!" sagte Giovechino und wandte dem Primo Amoroso mit kalter Verachtung den Rücken. Doch Antonio fuhr fort:

„Stolzer Thor! nicht verbergen will ich mein Lächeln vor dir! Es galt deinem Stolze, der jetzt so hoch sich bläht, und der doch vor dem Hauche meines Mundes dahinschwinden wird in das Nichts, das ihn erzeugte. Du erwartest den Tod, nicht so? Du bist darauf gefaßt, Fiametten zu schauen, verzweifelnd, wahnsinnig, wenn der Geliebte das Schaffot

besteigt, nicht so?" — Hahaha! Fasse Muth, Grazioso! du wirst nicht sterben! Wenige Tage nur noch, und die Pforten dieses Kerkers thun sich auf! Frei, unbestraft für deinen Frevel, wirst du ihn verlassen! reich beschenkt sogar, diese Stadt. Und Fiametta wird auf des Fürsten ausdrücklichen Befehl — dein Weib."

„Was faselst du da, Bube?" fuhr der Grazioso, rasch sich wendend, auf.

„Die Wahrheit rede ich!" versetzte der Primo Amoroso kalt. — „Nun Giovechino? was starrst du? Gefällt dir die frohe Kunde nicht? —

„Du lügst!" knirschte der Grazioso, „nicht Teufel! giftgeschwollner Wurm!"

„Ich rede Wahrheit, Giovechino! Diesen Abend noch, in dieser Stunde, da wir hier mit einander reden, erhält Fiametta aus des Fürsten eignen Händen deine Begnadigung, und was sonst noch vonnöthen, das Glück eurer Zukunft zu sichern. Die alte Mariane sagte mir's, und als sie's sagte, saß Fiametta schon, festlich geschmückt, des Fürsten harrend, in der rothen Stube. Du kennst sie wohl, es ist

dieselbe, worin du die letzte zärtliche Scene mit deinem Liebchen hattest.

„Bube! — du lügst!

„Nur zu, Giovechino! du glaubst mir's doch! Indeß was schadet's? Fiametta thut's ja aus Liebe zu dir, um dich zu retten."

„Ich glaube dir nicht!" rief, am ganzen Körper zitternd, der Grazioso, „es ist ja nicht möglich! Sollte mein elendes Leben, sollte selbst das Ihrige ihr mehr gelten können als unsere Liebe?" — Ich glaube dir nicht, wenn du nicht schwörst bei Gott und allen Heiligen! bei deines Lebens letzter Stunde, bei deiner Seele Seligkeit! — Ha! siehst du! du kannst nicht."

„Ich kann's."

„Du könntest?!" fragte erbleichend Giovechino.

„Ich kann's," wiederholte Antonio, und die Hand zum feierlichen Schwur erhoben, sprach der entsetzliche Mensch den entsetzlichen Meineid mit fester Stimme.

Giovechino stand vernichtet. „Also doch!" stöhnte er, kaum der Sprache mächtig. „Es war ihr möglich! O! was ist jetzt noch unmöglich?!" Und mit

rasendem Gelächter, sich selbst antwortend, rief er: „Treue! treue Liebe!“ — „Mäßige dich!“ flüsterte Antonio ihm besorgt zu, und zusammenzuckend entgegnete der Grazioso, ebenfalls leise: „du hast Recht! ich muß mich mäßigen! — Wie war's nur noch? in dieser Stunde sagtest du, in der rothen Stube — Tod und Teufel! — sind sie — sind sie beisammen?“ — „So ist es.“

Giovechino ging mit großen Schritten im Gefängniß auf und ab, krampfhaft zitternd! Der Primo Amoroso verfolgte ihn heimlich mit lauernden Blikken, in denen triumphirende, höllische Schadenfreude sich malte! Endlich sprach er mit mitleidigem Ton: „du dauerst mich, Giovechino! per dio! du dauerst mich! Fiamettens Verlust gönnte ich dir, nicht aber Schande! davor hab' ich dich gewarnt. Leb' wohl!“

Er wollte sich entfernen; da sprang aber Giovechino blitzschnell an die Kerkerthür und raunte ihm zu: „Halt! nicht von der Stelle! Leihe mir deine Verkleidung, ich will hin!“

„Bist du rasend!“ stammelte erschrocken Antonio, „was wolltest du?“

„Ich sagte dir's! hin! hin! Gib das Gewand.

„Und was sollte aus mir werden?“ — „Du bleibst an meiner statt, bis ich wiederkehre. Ich kehre wieder, mein heiligstes Wort darauf. Schnell das Gewand nur! zaud're nicht.“ — „Höre mich, Giovechino!“ — „Das Gewand, Mensch! und keinen Laut, oder ich erwürge dich!“ — Er faßte ihn hart. „Wahnsinniger!“ rief Antonio, stieß ihn zurück, eilte zur Kerkerthür und bemühte sich, hastig sie zu öffnen, um zu entfliehen. Aber Giovechino hatte sich rasch gebückt, einen losen Stein aus dem Fußboden des Kerkers gerissen, und zerschmetterte nun mit einem fürchterlichen Streich die Hirnschale des Primo Amoroso, daß er sogleich ohne einen Laut todt zu Boden stürzte. Einige Augenblicke stand Giovechino betroffen vor dem Erschlagenen. „Mörder!“ murmelte er dumpf vor sich hin. Dann aber begann er rasch ihn zu entkleiden, um sich selber in das Mönchsgewand zu hüllen. Im Begriff, den Kerker zu verlassen, blickte er noch einmal zurück. Die eben verlöschende Lampe warf einen glühend-rothen Schein auf den blutenden Leichnam, und Giovechino bemerkte den Griff eines Dolches, der aus dem Gürtel hervorblitzte. „Vielleicht für meine Brust geschliffen, guter

Antonio!" hohnlächelte er, „ich kam dir zuvor! doch die Waffe kann ich brauchen." Er zog sie aus dem Gürtel des Todten, steckte sie zu sich und verließ den Kerker, die Thür ins Schloß werfend. „Was macht der Gefangene, ehrwürdiger Pater?" redete auf dem dämmernden Gange der Kerkermeister ihn an. Leise mit verstellter Stimme, antwortete Giovechino: „Ich hab' ihn beruhigt! er schläft." „Das lohn' Euch Gott!" rief der Kerkermeister treuherzig. „Seit der arme Bursche hier sitzt, ist das wohl die erste ruhige Nacht, die ihm wird." –

Ohne ihn zu erkennen, geleitete der Alte den Grazioso bis ans äußerste Thor des Gefängnisses, und kehrte dann unbesorgt in sein Stübchen zurück, nicht ahnend das Gräßliche, was sich begeben.

Giovechino aber, den Tod, der Hölle Verzweiflung im Herzen, stürmte durch die finstern Gassen nach dem wohlbekannten Hause.

Ungehindert erreichte er's, unbemerkt schlich er sich hinein, die Treppe hinan, mit verhaltenem Athem an Fiamettens Zimmerthür lauschend. Leises Knistern, wie von seidenen Gewändern, ließ sich hören.

Plötzlich öffnete sich die Thüre, ein Lichtstrahl

drang aus dem Zimmer hervor, und ihm entgegen, reizend geschmückt, schwebte Fiametta.

Als sie ihn erblickte, fuhr sie erschrocken zurück; aber gleich darauf, ihn erkennend, jauchzte sie „Giovechino!" und eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. „Treulose!" rasete Giovechino, der Dolch blitzte in seiner Rechten und senkte sich im selben Augenblick tief in Fiamettens Brust.

„Giovechino! Geliebter!" seufzte das Mädchen und sank sterbend zu den Füßen des Grazioso.

Händel.

In der Gaststube der berühmten Londoner Taverne „Good woman", City, Fleetstreet, No. 77, saß, die Hände über den Bauch gefaltet, in seinem Lehnsessel der Wirth, Master John Farren, bereit, seine werthen Gäste zu empfangen.

Es war sieben Uhr Abends; um diese Zeit pflegte sich regelmäßig „der Stamm" einzufinden, und Tom, der Schenkjunge, stand, den schäumenden Porterkrug in der Hand, schon auf den Sprung, den Zuersteintretenden zu begrüßen, wie's im Jahr 1741 in London noch Sitte war. Jetzt freilich beginnt dort erst der Tag, wenn er zu Ende ist, und die Abenddämmerung trifft mit der Morgenröthe zusammen.

Dicht vor John Farren stand Mistreß Beß' Farren, „seine gute Frau," die dürren Arme in die Seite gestemmt und glühende Zornröthe auf den — sonst gelbbleichen — Wangen.

„Ist's wahr, Master John!" fragte sie mit kreischendem Tone, „ist's möglich, Ihr könntet im Ernst daran denken, unsere Ellen, unser einziges Kind, dem hergelaufenen deutschen Hungerleider an den Hals zu werfen?"

„„Nicht an den Hals werfen, Mistreß Beß'!"" entgegnete ruhig John Farren, „„aber Ellen liebt den jungen Burschen, und **God dam**! es ist ein braver Kerl! hübsch, ehrlich, geschickt, fleißig —""

„Und arm wie eine Kirchenmaus!" fiel Mistreß Beß' ihrem Eheherrn in's Wort, „und Niemand weiß, was er eigentlich vorstellt!"

„„Ei! sein Landsmann Master Händel sagt: es stecke etwas Großes in ihm.""

„Ja! geht mir nur mit eurem Master Händel! das ist mir eben der rechte! — was gilt denn der hier, seit er's mit Sr. Majestät — welche Gott erhalten möge! — ganz und gar verschüttet hat? Freilich, als er noch täglich in Carltonhouse aus- und eingehen durfte, da hätt' ich's gelten lassen; aber nun, da er seines hochfahrenden Wesens halber von dort verbannt ist, was ist er noch, als ein ganz ordinärer herumwandernder Musikant?"

„„„God dam!““ rief mit einiger Heftigkeit John Farren, „„„haltet euer loses Maul, Mistreß Beß'! und den Master Händel in Ehren! das ist mir ein Mann, so gut wie nur immer einer in Alt-England! — und wenn er dem Joseph sein gutes Zeugniß gibt, so hab' ich Grund, worauf ich bauen kann. Verstanden Mistreß Beß'?""

„O ja! und thut, was Ihr wollt, aber ich sag' Euch's im Voraus: Ihr macht Eure Rechnung dann ohne Wirth."

„„Der Wirth bin ich!"" versetzte lachend John, „„und Ihr Beß' seid meine gute Frau, die ich mir auf mein Thürschild malen ließ, als Ihr noch jung waret und hübsch.""

Die „gute Frau" machte eben Miene zu einer weitläuftigen Gegenrede, als die Thür' aufging und zwei Männer von feinem Ansehen hereintraten. Tom ergriff schnell noch einen zweiten Krug, setzte beide auf den runden Tisch in der Mitte des Zimmers und blieb dienstfertig stehen, während Mistriß Beß', einen unmuthig furchtsamen Blick auf Beide werfend, sich aus dem Zimmer stahl.

„Na!" rief der Aeltere, eine fast kolossale

Gestalt mit einem schönen ausdrucksvollen Gesicht und gewaltig flammenden Augen. „Na! Master John, wie geht's?"

„„Gut! Master Händel!"" lautete die Antwort, „„um so besser, als Ihr eben zu rechter Zeit kommt, mein „gutes Weib" zum Schweigen zu bringen.""

„Hat der alte Drache wieder gebrummt?"

„„Ihr wißt, das ist so ihre Sitte.""

„Freilich weiß ich's! aber verdamm' mich Gott! wäre sie mein Weib, ich sperrte sie in den Windkasten der St. Pauls-Orgel, zöge alle Register an und brummte ihr was vor, daß ihr's für immer vergehen sollte."

Master John hielt sich den dicken Bauch vor Lachen über die schöne Kurmethode seines lieben Gastes. Händel aber, nachdem er Hut und Stock dem Burschen gegeben, setzte sich zu seinem Begleiter, einem mittelgroßen Mann, einfach und schlicht; nur in den Winkeln der gutmüthig lachenden Augen entdeckte der Beobachter einen Zug, der auf ungemessene Schalkheit schließen ließ; der Name des Mannes war William Hogarth, und er galt für einen guten Portraitmaler.

„Ihr meint also," fragte Händel, indem er ihn forschend anblickte, „Ihr meint also, der Bedford würde etwas für meinen Messias thun, wenn ich ihn um den Bart ginge?"

„„Ihr sollt ihm nicht um den Bart gehn!"" entgegnete Hogarth mit Nachdruck, „„das verlang' ich nicht von Euch, und kein ehrlicher Kerl in Alt-England wird es von Euch verlangen; sagt's ihm kurz und gut und seid gewiß, er wendet allen seinen Einfluß an, daß Ihr Euer Werk würdig aufführen könnt.""

„Ist's aber nicht zum toll werden," rief Händel unmuthig, „daß ich mich hinter einen solchen Hans-Hasenfuß, wie Se. Herrlichkeit, der Herzog von Bedford, sind, stecken soll, um mein bestes (William! weiß Gott! mein bestes) Werk, das ich bis jetzt schrieb! Euch zu Gehör zu bringen? Verdammt und wenn Se. Herrlichkeit nur noch etwas davon verstünde! aber er versteht ja von der Musik so wenig, wie jener Schurke von Leineweber in Yorkshire, der vor Jahr und Tag meinen Saul dermaßen abgröhlte, daß ich ihn mit Fäusten schlug.

„„Ei nun!"" sprach Hogarth mit Laune,

„„Ihr seid schon achtundzwanzig Jahre in England; habt Ihr denn noch nicht gefunden, wie wenig es einem wirklichen Kunstwerk schadet, wenn irgend eine unwissende Herrlichkeit es protegirt? Ihr kennt mich, Händel! und wißt, daß ich nichts so sehr verabscheue, als Kriecherei — es sei, vor wem es immer wolle! aber ich versicher' Euch: wollt' ich's blos mit Solchen halten, die meine Sachen verstehen, und nicht auch den Anderen ein gutes Wort gönnen — God dam! ich müßte froh sein, wenn ich nur immer genug Portraits zu klecksen bekäme, um mich und Weib und Kind zu erhalten! an meine Mariage nach der Mode, an meine Punschgesellschaft, die Euch so herzlich lachen machte, dürft' ich gar nicht denken! — Ihr wißt's so gut wie ich: Talent, Sinn für wahre Kunst und Geld, Beides zu unterstützen, finden sich selten oder nie beisammen! Laßt uns Gott danken, wenn die Dummen noch gutmüthig genug sind, unser göttliches Erbtheil uns nicht zu mißgönnen und noch obendrein die Brosamen, so von ihren reichen irdischen Gastmählern übrig bleiben.""

Händel hatte, während Hogarth sprach, beide

Arme auf den Tisch gestemmt und den Kopf in die Hände gelegt. Ohne aufzublicken oder seine Stellung zu ändern, murmelte er: „Ob's denn immer so bleiben wird! ob nie die Zeit kommt, wo dem Künstler die reine Freude des Genusses zu Theil wird, die er Andern durch seine Werke bereitet? — „Hogarth!" fuhr er auflodernd fort, indem er die Hände rasch vom Gesicht zog und den Freund starr anblickte, „Hogarth! möchtest du dein Vaterland verlassen und in einem andern Lande deine Kunst üben?"

„„God dam! nicht um die Welt!"" entgegnete der Maler.

„Das ist's!" rief Händel hastig, „du hast ausgehalten und beginnst nun den Lohn deiner Treue zu erndten! ich aber verließ mein liebes Vaterland, gerade als neues Leben in der Kunst sich regte. O! wie mag sich's jetzt dort so herrlich entfaltet haben! — was könnt' ich mit meinen mir von Gott verliehenen Gaben dort wirken! — Haben meine Landsleute daheim etwas Großes vollbracht — sie haben's ohne mich, indeß ich hier vergeblich mit Euren Eseln von Sängern und Musikanten mich abquäle,

ihnen einen Begriff beizubringen, was eigentlich Musik sei. — O! zählt' ich nicht schon über fünfzig Jahre; morgen des Tags lief ich zurück in meine Heimath. Gott verdamm mich! lieber Kuhhirt dort, als hier wieder Director vom Heymarket-Theater, oder gar Kapellmeister Seiner britischen Majestät, welche nebst ihrem hohen und niedern Hofgesindel sich höchlichst ergötzt an dem süßen Getriller des verdammten Castraten! — Hogarth! Ihr solltet den Hämmling abbilden, wie ihn die Londoner Weiber als ihren Abgott anbeten und ihm Opfer bringen."

„„Ist schon geschehen!"" lachte Hogarth, „„doch horch! unsere Freunde!"" — —

Abermals öffnete sich die Thüre und herein traten Master Tyers, dermaliger Besitzer von Vaux-Hall, der Abbé Dubos und der Doctor Benjamin Hvaldy, ihnen folgten Joseph Wach, ein junger Deutscher, der unter Händel's Leitung sich dem Studium des Gesanges widmete, und Miß Ellen Farren, die Tochter vom Hause. Master John erhob sich, Tom füllte die leeren Porterkrüge, setzte frischgefüllte auf, und draußen zankte „die gute Frau" mit dem Gesinde.

Händel nickte seinem Schüler freundlich zu. „Wie steht's;“ fragte er, „geht's mit deinem Part vorwärts, daß ich dich bald überhören kann?“

„„Wohl bin ich fleißig, Herr Händel!““ entgegnete Joseph, „„und an meinem guten Willen soll's gewiß nicht fehlen, daß ich meine Sache gut mache, Sie müssen nur ein bischen Geduld mit mir haben.““

„Hm!“ brummte Händel, „hab' ich sie so lange mit den dummen Teufeln hier zu Lande gehabt, wird sie mir auch bei dir sobald nicht ausgehen. Genug davon bis Morgen! plaudre dich jetzt nur mit deinem Mädchen aus.“

„„Ei, Master Händel!““ rief Ellen, komisch schmollend, „„Ihr meint wohl: Joseph soll nur, wenn er eben nichts Besseres zu thun hat, mein Sweet heart sein?““

„Es wäre freilich das Klügste, kleine Hexe!“ lachte Händel, „aber Verliebten ist schlecht predigen! das weiß dein Vater aus Erfahrung! Nicht? alter John?“

John Farren neigte sich und sprach schmunzelnd: „„Freilich wohl! allein wenn es doch einmal heißt:

es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, so halt' ich's mit dem Sprüchwort: „jung gefreit, hat Niemand gereut," das bezeugt — God dam! mein Hausschild: the good woman!"" —

Alle lachten, Joseph und Ellen ausgenommen, welche schon in ihrem Zwiegespräch so vertieft waren, daß sie auf des Alten Rede nicht mehr gehört hatten.

„Master Händel!" nahm der Abbé das Wort, „wißt Ihr wohl, daß ich die ganze vorige Nacht nicht habe schlafen können, weil mir immer Euer Chor: „denn die Ehre des Herrn wird offenbaret," im Kopfe herumging und vor den Ohren klang? Ich meine, guter Master Händel! auch Eure Ehre wird durch Euren Messias offenbar werden, wenn Ihr's nur erst so weit gebracht hättet, daß Ihr ihn aufführen könntet. Aber auch der Lord Erzbischof, scheint's, ist dawider."

Händel erröthete wie immer, wenn der Zorn in seinem Innern aufstieg, „„der Lord Erzbischof ist mir ein schöner Diener des Herrn! fragt er mich da, ob er mir einen Text zum Messias dichten solle, und als ich ihm ruhig entgegne: ob er denn glaube, daß ich ein verfluchter Heide sei und von der

Bibel nichts wisse, oder ob er sich getraue, es besser zu machen, wie's in der heiligen Schrift steht, wendet er mir den Rücken und schreit mich bei Hofe als einen groben undankbaren Kerl aus! — nun das kam dort gerade recht!''''

„Ja mit hohen Herrschaften ist nicht gut Kirschen essen!" bemerkte weise John Farren.

„„Ich glaubte,"" brummte Händel, „„dieses Sprüchwort bewähre sich nur auf dem Continent, aber ich sehe leider! daß es eben so gut im Lande der Freiheit anzuwenden ist.""

„Gutes und Schlechtes trifft überall auf Erden zusammen," sprach lächelnd Benjamin Hvaldy! „und das Verhältniß ist fast überall das nämliche. Wir müssen die Welt nehmen, theurer Händel! wie sie eben ist, wenn wir uns nicht alle Lust am Schaffen verleiden wollen! — Gesteht es übrigens nur selber: nie fühltet Ihr Euch mehr erhoben, nie waret Ihr selbst inniger von Eurem Werth überzeugt und danktet freudiger Euren Gott für die schönen Gaben, so er Euch verliehen, als wenn endlich, endlich nach langem Kampf mit Unwissenheit und Cabale, ein

Werk von Euch zur Aufführung kam, und selbst Eure Feinde und Neider zur Bewunderung hinriß.“

„„„Ich frage den Teufel nach der Bewunderung von Narren und Schurken!“““ polterte Händel darein. Benjamin aber fuhr begütigend fort: „Freund! wer noch vermag, das Schöne und Gute zu bewundern, mit dem steht es nicht ganz so schlimm, als es oft den äußern Anschein hat. Es lebt ein Etwas in jedes Menschen Brust, was, so lange er's nicht gewaltsam herausreißt, selbst den Verworfensten nicht gänzlich fallen läßt! — Ich kann's Euch nicht nennen und beschreiben! aber die Kunst, und vor Allem die Musik ist der sicherste Prüfstein, wodurch Ihr erkennt, ob es noch im Menschen lebt“

„„„Gewiß!“““ rief Master Tyers, „„„ich selbst liebe die Musik recht vom Herzen und denke, wie Euer großer Landsmann und Reformator, der Doctor Luther: „Wer nicht Gefallen hat an solch' lieblich Wunderwerk, wie Musica eins ist, das muß ein rechter Ochs sein.“ Aber richtet, Mastor Händel! — richtet meine lieben Landsleute nicht gar zu strenge, wenn sie's in der lieblichen Kunst noch nicht so weit gebracht haben,

wie die Eurigen — die Gaben sind verschieden! wir haben ja auch Manches, was Andre nicht haben."

„Ihr seid lange in England," nahm der Abbé das Wort, „und habt wohl manchen Aerger erfahren, sonderlich mit denen, die Ihr nöthig braucht, Eure Sachen aufzuführen. Aber sprecht, Master Händel! wenn's wahr ist, daß der Hof und die Großen Euch oft Unrecht thaten, wenn's wahr ist, daß unsere Sänger und Musikanten schlechter sind, als in Eurem Vaterlande, wenn's endlich wahr ist, daß wir nicht vermögen, ganz den hohen Geist, der in Euren Werken weht, zu erfassen, hat das britische Volk Euch dessenungeachtet nicht zu seinem Liebling gewonnen? Lebt der Name Händel nicht schon im Munde des ehrlichen John Bull, so gut wie nur immer der Name des besten Parlamentredners? — Nun Meister! wenn das wahr ist, so gebt einmal um des ehrlichen John Bull (der wenigstens das Wahre, Gute zu ahnen vermag), — gebt, sag' ich, um seinetwillen einmal ein bischen klein bei; damit wir Euern Messias bald zu hören bekommen, Ihr vergebt dadurch Eurer Ehre nichts, und bleibt nach wie vor der freie deutsche Mann, der Ihr seid."

„„God dam!““ rief Hogarth, „„das hab' ich ihm auch gesagt.““ „Ich auch! ich auch!“ stimmten Tyers und Hvaldy ein, und John schloß freundlich: „Bedenkt doch nur, Master Händel, wie oft ich meinem „guten Weibe“ nachgeben muß, unbeschadet meiner Auctorität als Herr vom Hause.“

Händel saß einige Minuten stumm da und blickte Alle nach der Reihe finster an; plötzlich brach er in ein dröhnendes Lachen aus und rief in der heitersten Stimmung: „„Straf' mich Gott! meine alten Jungen! Ihr habt Recht! hier meine Hand! morgen früh geh' ich zum Herzog von Bedford, und ihr sollt den Messias hören, wären auch alle Hundsfötter der drei Königreiche und des Continents dawider! Tom, einen frischen Krug.““ —

Lautes Beifallklatschen folgte diesen Worten! John Farren versuchte sogar einen Freudensprung, welcher trotz seiner ansehnlichen Corpulenz über Erwarten gelang, und seine Gäste zu erneutem schallendem Gelächter reizte. Joseph aber flüsterte seinem Mädchen zu: „O Ellen! wenn's ihm gelingt, so ist unser Glück gewiß! ich habe sein Wort.“

Am andern Morgen fuhr Händel, wie er seinen Freunden versprochen, zum Herzog von Bedford. Se. Herrlichkeit gaben eben ein großes Frühstück, und der halbe Hof war in seinem Salon versammelt. Doch kaum erblickten die Bedienten den aussteigenden Händel, als sie sich sogleich beeilten, ihrem Herrn seine Ankunft zu melden.

Der Herzog von Bedford war nichts weniger als Kenner, aber er war prachtliebend, hielt etwas auf den Ruf eines Beschützers der Künste und kannte keine größere Freude, als es in dieser Hinsicht Sr. Majestät, dem Könige, auf alle Weise zuvor zu thun.

Den deutschen Meister für sich zu gewinnen, war um so mehr sein sehnlichster Wunsch, als er recht gut wußte, daß keineswegs des Königs Ungnade ihn aus Carltonhouse entfernt hatte. Der König im Gegentheil schätzte Händel'n um so aufrichtiger, als er sein großes Genie vollkommen erkannte und es zu würdigen wußte. Händel's kräftige Natur konnte und wollte sich aber einmal jenen Formen und Rücksichten, wie sie nicht nur in Carltonhouse, sondern in der höhern Gesellschaft der Hauptstadt durchgehends als unerläßlich galten, nicht fügen; so war

es denn sehr natürlich, daß seine Verbindungen mit Hof und Adel immer lockerer wurden, und endlich ganz sich löseten. — Sein Ruhm aber stieg von dieser Zeit an nur um so höher. Das Oratorium „Saul", womit er im verflossenen Jahre erst in London, dann in allen größern Städten des Reichs aufgetreten war, hatte ihn als einen Schöpfer im Reich der Töne bewährt, wie sich keiner zuvor ihn hatte denken können. Der König war entzückt von der Schönheit des Werks; der Hof, der Adel gaben sich mindestens das Ansehen, es nicht minder zu sein. Im Volk aber lebte, wie Händel's Freunde richtig bemerkten, sein Name neben den Namen der gefeiertsten Helden des Tags! Kaum hörte der Herzog die Meldung seines Dieners, so eilte er schon hinaus, faßte den Meister traulich bei der Hand und wollte ihn ohne Umstände in den Saal führen. Händel aber dankte für die Ehre und meinte: „er sei nur gekommen, Se. Herrlichkeit um — eine Gefälligkeit zu bitten.

„Wohl, Master Händel!" sprach der Herzog lächelnd, „so könnt Ihr mit mir in mein Cabinet kommen." Das war Master Händel denn zufrie-

den! Er folgte dem Herzog in sein Zimmer und trug ihm dort sein Anliegen mit dürren Worten vor, nämlich: „daß es Sr. Herrlichkeit doch gefallen möge: dem Erzbischof von London und dem Lord-Major die Köpfe zurecht zu rücken, damit sie ihm hinsichtlich der Aufführung seines Messias nicht mehr so viele Hindernisse, namentlich in Betreff des gewählten Lokals, in den Weg legten. Ich muß doch beim Teufel am besten wissen, wo meine Musik sich ordentlich ausnimmt," schloß er seine Rede.

Der Herzog stimmte dem vollkommen bei und versprach ihm: all' seinen Einfluß, all' seine Mittel daran zu setzen, daß der Aufführung des Messias keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt und alle vorhandenen beseitigt werden sollten.

Das heiterte Händeln auf, mehr vielleicht noch, als das Versprechen selbst, die Art, wie der — sonst, zwar artige, aber auch — stolze Herzog es gab.

„Nun kommt aber auch mit mir in den Saal, Master Händel!" sprach der Herzog. „Es ist wohl manches Gesicht da, dem Ihr nicht grün seid, aber auch ein wackerer Landsmann von Euch, welchen ich in meine Dienste genommen habe, er heißt Keller-

mann und ist ein braver Flötenspieler, wie die Kunstverständigen behaupten.“

„„Alle Tausend!““ rief Händel fröhlich, „„ist der brave Kerl in London, und zwar in Ew. Herrlichkeit Diensten? ja das ist ein Anderes! da geh' ich mit, und wäre sonst Euer ganzer Saal voller Paviane und Meerkatzen.““

„O! die fehlen nicht!“ lachte der Herzog, indem er mit Händel'n nach dem Saal schritt, „und einen fetten Capaun findet Ihr auch.“

Der ganze Saal gerieth in Bewegung, als der Wirth des Hauses, Händel'n bei der Hand gefaßt haltend, eintrat.

Der Herzog winkte, nachdem er den deutschen Meister flüchtig der Gesellschaft präsentirt hatte, dessen Landsmann Kellermann herbei, und Händel, ohne sich an die Versammlung zu kehren, begrüßte den alten Freund mit aller Herzlichkeit und den kindlichsten Ausbrüchen reiner Freude. Bedford schien sein Wohlgefallen daran zu haben und ließ die beiden Freunde ungestört sich ausschwatzen, obgleich der Abgott der feinen Londoner Welt, Signor Farinelli, mehre Mal vom Clavier herüber vernehmlich hüstelte,

zum Zeichen, daß er singen wolle, und Kellermann zurückkommen möge, ihn zu accompagniren.

Endlich bemerkte es Kellermann, drückte Händel'n lächelnd die Hand, kehrte an seinen Platz zurück, ergriff seine Flöte, und Signor Farinelli, nachdem er sich noch einige Mal geräuspert, begann mit süßer klarer Stimme eine schmelzende Arie.

Händel, der gewaltige Mann, kräftig im Leben, kräftig in seinen Werken, verabscheute nichts mehr und heftiger, als den Gesang eines Castraten, und aller Aufwand von Kunstfertigkeit des Signor Farinelli erschien ihm nur als die heilloseste frevelndlichste Verhöhnung der Natur, wie der gottgeborenen Kunst. Wie aber auch seine Unmuth sich regte bei dem süßlichen Gewinsel des Jammermenschen (welches Kellermann auf seiner Flöte gar schalkhaft begleitete und nachahmte), dennoch mußte er innerlich lachen über die Verzückung, worinnen darob das ganze Auditorium gerieth; die Herren verdrehten die Augen und ächzten und stöhnten vor Wonne, die Lady's schienen verschwimmen zu wollen, wie Farinelli's Töne. „Sweet — sweet!" seufzte eine der andern zu — Yes — indeed! lispelten diese zurück, schlossen die

Augen und vergaßen ihre sonst so sittsame Haltung. — Signor Farinelli endete. Lauter Beifall lohnte ihn für seine Anstrengung — Händel dachte an seinen Schüler Joseph.

Farinelli hatte erfahren, daß „il compositore signor „Aendel,“ dessen Name auch in Italien nicht unbekannt war, zugegen sei, er wünschte ihn kennen zu lernen, und der Wirth des Hauses machte sich den Spaß, Beide einander vorzustellen. „Ick aben keört,“ sprach Farinelli in schlechtem Englisch — denn er wußte nicht, daß Händel italienisch sprach — „ick aben keört: Signor Aendel aben componirt una opera: il Messia. Sein in der Opera ein Part, su sing für die berühmt Musico Farinelli, mein' ick: für m i c k?“

Händel betrachtete mit großen Augen die drollig aufgeblasene, weibisch mit Schleifen, Spitzen und Juwelen herausgeputzte Gestalt vom Kopf bis zu den Füßen, und entgegnete dann trocken im tiefsten Baßton: „No, signora.“

Farinelli prallte zurück, die männliche Gesellschaft unterdrückte mühsam ein lautes Lachen, die Lady's wandten sich schamglühend ab. Händel empfahl sich.

Auf dem Corridor faßte ihn Hogarth lachend unter'm Arm, und zeigte ihm eine Skizze, die ganze Versammlung darstellend, wie sie von dem Gesang des Farinelli entzückt lauschte. „Auf Befehl des Herzogs!“ flüsterte er ihm zu.

„„Das ist falsch von ihm!““ sprach Händel unmuthig. Der satyrische Maler zuckte die Achseln.

In seinem Stübchen saß Händel, vertieft in seine Partitur. Nochmals prüft' er aufmerksam jede Note — bald lächelt' er bei einer gelungenen Stelle, bald sah er ernst, wenn ihn etwas nicht befriedigte — sann nach — strich aus und änderte um.

Endlich ruhten seine Blicke auf dem letzten „Amen“ lange — lange, bis eine Thräne auf das Blatt niederfiel.

„Diese Note,“ sprach er feierlich, indem er seine Blicke zum Himmel hob, „diese Note ist vielleicht meine beste! nimm sie hin, du großer, gewaltiger, liebevoller Geist! — nimm sie hin als meinen besten Dank für dieses Werk! Herr! du hast mir's

gegeben und was von dir ausgeht, das besteht, ob alles Irdische zerstäubet — Amen."

Er schlug die Partitur zu, ging einige Mal mit großen Schritten im Gemach auf und ab und setzte sich dann mit gefalteten Händen in seinen Sorgenstuhl, selig träumend von seiner Jugend — seiner Heimath.

So fand ihn Kellermann, als er in der Abenddämmerung kam, ihn zu besuchen und in die Taverne abzuholen. Händel empfing ihn milde und innig, wie nie vorher. Sie sprachen lange von ihrem Vaterlande, ihrer Kunst und den wackern Meistern, so jetzt dort lebten. Endlich mußten sie aufbrechen, um ihre schon versammelten Freunde nicht allzu lange warten zu lassen.

„Nun Freund?" rief Hogarth fröhlich dem Meister entgegen, „war mein Rath nicht gut? hat der Bedford dir nicht geholfen, und bist du dessenungeachtet nicht ein so braver feiner Kerl wie vorher."

Händel nickte gutmüthig lächelnd und setzte sich dann auf seinen gewöhnlichen Platz.

„Ja," fuhr Hogarth fort, „Du hast es jetzt gut, Alter! und darfst nicht mehr sorgen; aber ich

armer Teufel bin abscheulich durchgefallen mit meiner letzten Arbeit.“

„„„Du?““ fragte Händel erstaunt, „„du, dessen Ruhm von Tag zu Tag wächst?““

„Hat sich was zu wachsen!“ entgegnete Hogarth ärgerlich, „ausgelacht haben sie mich, daß es eine Art hatte! Du erinnerst dich doch, daß ich vor Jahr und Tag, als die Leda von dem welschen Maler Correggio hier für zehntausend Guineen in der Auction verkauft wurde, daß ich da sagte: „Wenn mir Einer zehntausend Guineen gibt, so will ich wohl etwas malen, was eben so gut ist.“ Der Lord Grosvenor nahm mich beim Wort — ich ging an die Arbeit — ließ alles Andere liegen, malte und malte ein Jahr lang, endlich ist mein Bild fertig, ich bring' es Sr. Herrlichkeit, der ruft seine Freunde zusammen, und wie gesagt — Alle lachen mich aus, ich muß mein Bild wieder mitnehmen und zu Hause mich noch von meiner Frau derb auszanken lassen.“

Alle lachten, nur Händel nicht, dieser schwieg einige Zeit und sprach dann: „„Hogarth! du bist eine ehrliche Haut, aber oft entsetzlich dumm! Ueber die italienischen Maler kannst du gar nicht urtheilen,

denn erstens haben sie eine ganz andere Weise, wie du, und dann kennst du eben ihre besten Arbeiten nicht. Wärst du, wie ich, in Italien gewesen und namentlich in Rom, wo Raphaels und Michael Angelo's gewaltige Schöpfungen prangen, du bekämest vor den alten italienischen Meistern Respekt, und würdest sie lieben und verehren, wie ich die alten italiänischen Kirchencomponisten. Die neueren Maler freilich gleichen mehr oder minder in ihrer Art dem Signor Farinelli.''''

‚Punctum!'' rief Hogarth, „wir wollen darüber nicht streiten! sag' uns lieber, wie du mit den Sängern und den Spielleuten zufrieden bist, und ob du meinst, daß sie morgen ihre Sachen gut machen werden.''

„„Schlecht wird's wohl keins von ihnen machen!''''
entgegnete Händel, „„ich hab' ihnen tüchtig zugesetzt, und der Joseph hat mir brav geholfen, beim Einstudieren mein' ich! Die erste Sopransängerin allein ist verdammt mittelmäßig, was mir leid thut, um ein paar guter Nummern willen.

Da steckte Joseph Wach den Kopf zur Thür herein und bat: „Herr Händel! auf ein Wort!

„„Nun, was gibt's denn?““ fragte Händel, indem er sich erhob und hinausging; seine Freunde blickten sich unter einander lächelnd an, und John Farren ließ von seinem Lehnstuhl aus sogar ein lautes „Hähähä!“ erschallen. Joseph faßte Händel's Hand und zog ihn hastig über die dunkle Hausflur die Treppe hinauf in sein Zimmer, wo Händel zu seiner nicht geringen Verwunderung die hübsche Ellen antraf.

„„Nun, was soll mir denn das?““ fragte er, indem sein Gesicht sich verfinsterte. „„Was habt Ihr hier auf dem Zimmer des jungen Burschen zu schaffen, Miß Ellen! und zwar so spät noch?““

„Das mag er Euch selber sagen, Master Händel!“ versetzte die Kleine schnippisch und wandte sich erröthend ab. Joseph aber sprach treuherzig: „Denkt doch nur nichts Uebels von mir und der guten Ellen, mein lieber Meister! was wir hier beisammen thaten, denk' ich vor Euch, wie vor dem lieben Gott, der unser Zeuge war, zu verantworten.“

„„Nun, so thu' den Mund auf und sprich!““ brummte Händel.

Joseph fuhr fort: „Was ich bin und was ich

kann, das dank' ich Euch, mein theurer Meister! Ihr habt Euch meiner angenommen, als ich fremd und ohne Mittel, meinen Unterhalt zu gewinnen, hier ankam. Um mich zu einem wackern Sänger heranzubilden, habt Ihr manche schöne Stunde Euch abgekargt, in der Ihr hättet schaffen können."

„„Hoho! du Narr!"" lachte Händel, „„meinst du, einen guten Sänger auszubilden, wär' nicht auch schaffen?""

„Meinethalben! — aber ich dank' Euch Alles."

„„Ist nicht wahr! dein Talent gab dir Gott.""

„Nun! aber alles And're dank' ich Euch!"

„„Und wenn's wäre, was weiter?""

„Ja seht, Meister! da hat's mich nun oft bekümmert, wenn Ihr mit schlechten Sängern und Sängerinnen Euch abquälen mußtet über Gebühr, weil ihre frühere Schule nicht für Eure Werke taugte."

„„Ja, das ist freilich ein Jammer!"" seufzte Händel.

„Da hab' ich denn versucht," fuhr Joseph fort, „so recht für Euch eine Sängerin zu bilden — ich glaube, es ist mir so weit gelungen, daß sie sich darf

vor Euch hören lassen — dort steht sie!" er deutete auf Ellen.

Händel riß die Augen weit auf, blickte erstaunt auf das Mädchen und fragte langsam: „„Ellen? — die da?""

„Ja, ich!" rief Ellen, indem sie sich wieder zu ihm drehte und recht herzensgut ihn anschaute mit ihren reinen tiefbraunen Augen. „Ich," wiederholte sie lächelnd, „und nun wißt Ihr's, Master Händel, was Joseph und ich mit einander trieben."

„Darf sie vor Euch singen, Meister Händel," bat Joseph.

„„Da soll mich doch wundern, wie deine Lehrmethode angeschlagen hat,"" sprach Händel, indem er sich in einen Stuhl niederließ. „„Meinetwegen! laß sie singen!"" Fröhlich sprang Joseph an's Clavier, Ellen trat neben hin, und begann.

Ha! — wie ward dem Meister Händel — wie horchte er auf, als er eins der köstlichsten Stücke seines morgen aufzuführenden Messias, die einzig schöne Arie: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!" erkannte! — und wie Ellen sie sang, mag der Leser daraus abnehmen, daß, als sie geendet,

Händel still dasaß, selig lächelnd, die großen, feurigen Augen voll Thränen tiefer, andächtiger Rührung. Endlich athmete er mächtig, stand auf, küßte des Mädchens Stirn, küßte ihre Augen, in denen ebenfalls helle Thranen glänzten und fragte im mildsten Ton: „Ellen! gutes Kind! nicht wahr? Du singst morgen bei der Aufführung dieses Stück?“

„„Master Händel! — Vater Händel!““ rief in heftigster Bewegung das Mädchen, und warf sich lautschluchzend um seinen Hals; Joseph aber jauchzte:

„Erwach'! — erwach' zu Liedern der Wonne:
Frohlocke! — frohlocke du.“

„Amen“ hallte es durch die gewaltigen Wölbungen der Kirche, in den fernsten verbebte es im leisen Flüstern.

„Amen!“ lispelte Händel, indem er den Tactstock sinken ließ. Ueber alle Erwartung glücklich war die Aufführung seines unsterblichen Meisterwerks gelungen. Mächtig war der Eindruck, welchen er sowohl auf die Zuhörer, wie auf alle Sänger und

Musiker gemacht hatte. Händel's Ruhm stand jetzt unerschütterlich.

Als Händel die Kirche verließ, erwartete ihn eine königliche Equipage, welche ihn auf Befehl des Königs nach Carltonhouse brachte.

Georg II. empfing den deutschen Meister, umgeben von seinem ganzen Hofstaat.

„Nun Master Händel!“ rief er ihm freundlich entgegen, „das muß wahr sein, Ihr habt uns da mit Eurem Messias ein herrliches Geschenk gemacht, es ist ein braves Stück Arbeit.“

„„Ist es?““ fragte Händel und schaute den König vergnügt in die Augen.

„Ich sag' es Euch,“ versetzte Georg. „Und nun sagt Ihr mir: was kann ich thun, um Euch meinen Dank auszudrücken.“

„„Je nun,““ sprach Händel, „„wenn Ew. Majestät dem jungen Menschen, der die Tenor-Solo-Partie so brav sang, eine Anstellung geben wollten, so würd' ich's Ew. Majestät recht sehr danken! Es ist mein Schüler, Joseph Wach, und er möchte gern seine Schülerin heirathen, das ist die hübsche Ellen, die Tochter des alten John Farren; der Alte hat

nichts dawider, aber die Alte desto mehr, weil der Joseph noch keine Anstellung hat, und Ew. Majestät wissen wohl, mit den Weibern ist schlecht streiten.""

„Ihr irrt, Master Händel!" entgegnete mit verbissenem Lächeln Georg. „Davon weiß ich nichts! — Joseph aber ist, als erster Tenor, von heut' an in unserer Kapelle angestellt."

„„Wirklich?"" rief Händel freudig. „„Nun! da dank' ich Ew. Majestät recht vom Herzen.""

Georg schwieg einige Augenblicke; dann sprach er, in der Absicht, Händel selbst möge sich ihm wieder antragen: „Aber Master Händel! wollt Ihr denn gar nichts für Euch selbst nachsuchen? ich möchte mich auch gern Euch für Eure Person dankbar bezeigen, da Ihr uns Allen durch Euern Messias eine so schöne Unterhaltung bereitet hat."

Da färbte aber Zornesröthe plötzlich Händels Wangen, und mit dröhnender Stimme antwortete er: „„Sire! ich wollte Euch nicht unterhalten, ich wollte Euch bessern!""

Der ganze Hofstaat erstarrte.

König Georg trat einen Schritt zurück und sah den kühnen Meister verwundert an. Plötzlich aber

brach er in ein herzliches Lachen aus: „Händel!“ rief er, ihm wieder näher tretend, „du bist und bleibst ein alter grober Kerl! aber — (indem er ihn wohlwollend auf die Schulter klopfte), auch ein guter! Geh', thu' was du willst, wir bleiben brave Freunde.“ Er winkte ihm Entlassung; Händel empfahl sich, dankte Gott, als er Carltonhouse im Rücken hatte und eilte seiner lieben Taverne zu.

Welche Freude seine Botschaft dem Liebespärchen, Joseph und Ellen brachte, darf ich wohl nicht erst weitläufig beschreiben; so wie die tausend Dankbezeugungen, womit sie ihn zu ersticken drohten! John Farren aber nahm seine „gute Frau“ mit Gewalt in seine Arme, herzte sie, ihres Sträubens und Scheltens ungeachtet, tüchtig ab, und jubelte: „God dam! Beß'! heut' müssen wir uns vertragen, und wenn alle Glocken in Alt-England Sturm darüber läuteten.“

Händel reisete noch zehn Jahre in England herum und schuf neue gewaltige Werke! Als endlich, in seinem letzten Lebensjahre das Licht seiner Augen erlosch, da war es Ellen, welche ihn kindlich

wartete und pflegte, und ihr Mann Joseph schrieb seine letzten Compositionen nieder, wie er sie ihm dictirte.

Stolz und prächtig ragt das marmorne Denkmal Händels in Westmünster empor. Die Zeit kann es zerstören! aber ewig wird währen jenes Denkmal, das er selbst, in heiliger hoher Begeisterung erschuf: er Messias.

T a r t i n i.



An einem schönen Juni-Abende des Jahres 1711 schritt ein zierlich geputzter junger Mensch, — dem Ansehen nach ein Herr von Stande, — ängstlich und ungeduldig vor der Thüre eines Palastes auf dem Prado della valle hin und her.

Es war eben zur Zeit der Antoniusmesse, welche alljährlich in der berühmten Stadt Padua — wo sich diese Geschichte begab — abgehalten wird. Eine gewaltige Menschenmenge erfüllte den Platz; Jubel, Musik und Schreien der Ausrufer und Verkäufer klang toll durch einander, mitunter auch ein bischen Streiten und Fluchen, wie solches bei einem Volksfeste — wenn auch nicht gradezu mit zur Sache gehörig — in der Regel doch vorkommt.

Eine gute Stunde mochte der junge Mann also vor dem bezeichneten Hause auf- und abgelaufen sein; immer hastiger wurden seine Schritte, immer ungeduldiger seine Mienen, immer ängstlicher schaute

er bald um sich hinein in's Gewühl, das ihn umkreis'te, bald hinauf zu einem vergitterten Erkerfenster des Palastes; und immer und immer schien es, als sei irgend eine sehnliche Erwartung ihm zur Täuschung geworden. Endlich erblickte er einen andern jungen Gesellen, der unter den Arkaden gemächlich daher schlenderte. Hastig eilte er ihm entgegen, faßte ihn unterm Arm und sprach, ihn abseits ziehend:

„Nun Giuseppo, wie steht's?"

„„Ganz gut, Don Antonio!"" versetzte der Gefragte, „„Euer Feind liegt danieder und dürfte sobald nicht wieder aufstehen! Ich hab' ihn derb getroffen.""

„Ha, wackrer Degen!" —

„„Großen Dank! aber warum habt Ihr die Mühe nicht selber übernommen, dem ungeschliffenen Gesellen mores zu lehren?""

„Ganz natürlich, Freund Giuseppo! weil es für mich, wie für Alle außer dir, wohl eine vergebene Mühe gewesen wäre, diesen Pietro Grasponi zu besiegen! Einen solchen Erzraufbold und Schläger von Profession —"

„„Ei nun! er liegt!"" —

„Dafür dank' ich deinem Schutzheiligen; denn, bei meiner Treue! mir bangte um dich! — Nun aber, theuerster Giuseppo! hilf mir auch weiter! meinen grimmigen Nebenbuhler hast du glücklich aus dem Wege geräumt; aber das hilft mir ganz und gar nichts, wenn wir den alten Cornaro nicht eine Nase drehen, daß ich meine holde Lucretia sehe, spreche, ihr meine glühende Liebe erkläre und sie berede, mit mir zu entfliehen! denn du weißt, mein guter Giuseppo! meine Familie ist mit den Cornaros todfeind, wir hassen uns wie die Capuletti und Montechi, und nur ich, der ich, wie der unglückliche Romeo die schöne Julie, die schöne Lucretia anbete, habe keinen Theil an den furchtbaren Haß, sondern schmelze dahin in Liebe! Darum, guter Giuseppo! nochmals: hilf mir, hilf mir! sei mein treuer Pater Lorenzo, Lucretiens Medico, wenn es sein muß, damit nicht ein schreckliches Ende uns bedrohe. —

„„Possen,““ lachte Giuseppo. „„Es stirbt sich so leicht nicht aus heiler Haut! und daß Ihr weder Gift nehmt, noch Euch erdolcht, oder erschießt, noch zur Abkühlung etwas weniges in den Kanal springt, dafür bin ich sicher! Indeß will ich thun, was ich

kann, um die schöne Lucretia zur Flucht zu bereden, darauf verlaßt Euch, Herr Marchese.""

Der Marchese Antonio Capretti gerieth über dieses Versprechen schier außer sich vor Entzücken! er umarmte den jungen Giuseppo so stürmisch, daß ihm der Puder aus dem Toupé seiner schönen Alongenperücke herausfuhr und umherstäubte. Dann aber wieder sein gesetztes Wesen annehmend, sprach er:

„Habe Dank o Freund! für dein Versprechen, und sei gewiß: daß ein reichlicher Lohn deiner harrt, wenn das Schicksal meine Wünsche krönet, und ich, vom kleinen blinden Gott geleitet, an der Hand der Geliebten die Schwelle überschreite, welche zum Heiligthume Hymens führt. Sieh guter Giuseppo! du bist in ganz Padua gewissermaßen verrufen als ein wilder Geselle, welchen ein Duell auf Tod und Leben über Alles geht! die Zahl deiner blutigen Abenteuer ist schauderhaft, und Gott weiß es, daß unter allen Namen keiner weniger auf dich paßt, als der, welchen du führest, nämlich Student der Rechte; denn bei dir gilt einzig und allein Gewalt und List, womit die Gerechtigkeit sich nie befaßt. Daher bin ich denn auch fest überzeugt, daß der alte Cornaro

dir nun und nimmermehr den Zutritt in sein Haus gestattet haben würde — da auch deine Herkunft dich nicht berechtigt, auf eine solche Auszeichnung Anspruch zu machen, wenn nicht der alte Herr ein so arger Musiknarre wäre. Diese Narrheit aber, so wie deine Meisterschaft auf der Laute und der Geige, haben ihn sogar verleitet, dich zum Musiklehrer seiner Tochter zu machen!! — Ich frage dich, Giuseppo! heißt das nicht gewissermaßen den Bock zum Gärtner setzen? —

„„Ei, Don Antonio! —““

„Ruhig, guter Giuseppo! es sollte dies keine Beleidigung für dich sein, denn ich weiß, daß du dir aus dem schönsten Mädchen der Erde nicht soviel machst, und daß auf dieser weiten Welt dich außer Duelle nichts interessirt, als etwa noch Violin- und Kartenspiel! Aber, konnte das der Alte wissen? mit Nichten! im Gegentheil hätte er, deinem Rufe zufolge, das Schlimmste befürchten müssen, und folglich ist er ein Esel, daß er dir traut, ohne dich so genau zu kennen, wie ich dich kenne. Nun, ich bin damit zufrieden und wünsche durchaus nicht, daß es anders werde, denn wie unglücklich würde die Jugend

sein, wenn nicht die Alten schwach und thöricht und dumm wären! — Nütze darum, mein Freund! alle dir zu Gebote stehenden Mittel für mich! spare deinen Witz und deine Erfindungsgabe nicht! und — ich wiederhole es: sei des reichsten Lohnes gewiß."

Giuseppo versprach alles, was der weise Don Antonio Capretti von ihm verlangte, und dieser, nachdem er noch einige gute Lehren und Vorsichtsmaßregeln seinem Freunde mitgetheilt hatte, schritt queer über den Prado, einem damals hochberühmten Caffé zu, wohin später Giuseppo ebenfalls kommen sollte, ihm Nachricht und wo möglich Trost für sein liebekrankes Gemüth zu bringen.

Giuseppo schaute dem Davonschreitenden mit lachenden Augen nach, spürte vorsichtig um den Palast herum und schlug endlich dreimal in abgemessenen Pausen in die Hände. Da öffnete sich das Erkerfenster, ein Blumenstraus flog herab. — Hastig hob Giuseppo ihn auf und pochte jetzt bescheidentlich an das Thor; — es ward geöffnet und Giuseppo schlüpfte in den Palast.

Mehr und mehr verhallte der Jubel auf dem Prado! mehr und mehr verlor sich die Volksmenge.

Endlich schritten nur noch wenige dunkle Gestalten über den vom Mondlicht erleuchteten Platz, und nur noch die Töne einer Mandoline klangen durch die stille Nacht.

Signora Barbara, Lucretiens alte Amme und nunmehrige wohlbestallte Ausgeberin im Hause des Comte Cornaro, ergriff auf der dunkeln Hausflur die Hand des schönen wilden Giuseppo und führte ihn schweigend und behutsam die Treppe hinauf in das Erkerzimmer, wo Lucretia sehnsuchtsvoll seiner harrte.

„Gelobt seien alle Heiligen!“ rief Lucretia, dem Eintretenden mit ausgebreiteten Armen entgegen eilend, „gelobt seien alle Heiligen, daß ich dich wiedersehe, mein Giuseppo! O, eine Ewigkeit dünkte mir die Zeit unserer Trennung! wie bangte mein Herz um dich.“

„„Getrost, Lucretia!““ rief der Jüngling, die Schöne an seine Brust drückend, „„du siehst, ich bin wohlbehalten wieder da und liebe dich unveränderlich; weshalb wolltest du zagen!““

„Nun ich dächte, sie hätte Grund genug, in

Sorgen zu sein!" sprach Barbara — „ohne Wissen und Willen ihres strengen Vaters mit einem leichtfertigen Studenten heimlich vermählt; — denkt Ihr denn nicht daran, junger Herr! daß es endlich zur Erklärung kommen muß? und was dann?"

„„Je nun,"" lächelte Giuseppo, „„Lucretia ist schon einmal meine angetraute kleine Frau, und so fürcht' ich nichts mehr! — Zur Erklärung wird es freilich kommen müssen, das seh' ich gar wohl ein; doch der Comte will mir wohl.""

„Wohl hin, wohl her, junger Herr! zwischen dem Signor Giuseppo Tartini, dem vielbelobten Geigenspieler und Lautenisten, und dem Signor Giuseppo Tartini, dem heimlichen Ehemann der jungen Comtessa Cornaro, wird er einen gewaltigen Unterschied finden."

„„Vah! sie vertragen sich ganz wohl miteinander! Nicht wahr, mein süßes Weibchen? —""

Lucretia barg erröthend ihr Haupt an seine Brust, Signora Barbara aber fuhr unmuthig fort: „Kurz und gut, so sag' ich: soll die Geschichte glücklich enden, so bessert Euch, Signor Giuseppo! Es ist eine Schande und ein Spott, daß Ihr als

Ehemann noch immer nicht zur Vernunft kommen wollt. Bedenkt, daß Ihr es nicht allein mit dem Vater Eurer Frau Gemahlin, sondern auch mit ihrem Onkel zu thun habt. Heiliger Antonius! was meint Ihr denn, was der stolze Bischof von Padua sagen würde, wenn es plötzlich hieße: „der wilde Student Tartini, der verrufene Raufbold und Hauptanstifter aller losen Streiche, so in Padua geschehen, habe seine Nichte geheirathet.“

„„Je nun!““ lachte Giuseppo, „„da würde er sagen: das ist ein verfluchter Streich und sieht dem Tartini ähnlich, und damit gut. —““

„So? meint Ihr? Gott getröst Euch in Eurem Glauben! ich meine: er würde wohl ganz anders sprechen und dem leichtsinnigen Fant ein freies Quartier anweisen, wo ihm bald der Uebermuth vergehen sollte.“

„„Nun gut, so gehe du!““ rief Giuseppo, „„und halte Wache, daß uns Niemand überrascht! ich hab' mit meiner Frau zu reden; mit meiner Frau, verstehst du? du warst ja Zeuge, als der alte Einsiedler uns traute.““

„Leider war ich's,“ brummte Barbara, indem

sie das Gemach verließ. „Der Teufel hatte mich verblendet.“

„In Gestalt einer vollen Börse,“ bemerkte Tartini, sich auf ein Ruhebett niederlassend. Lucretia setzte sich auf einen Schemel vor ihm hin, lehnte ihre Arme auf seinen Schooß und blickte zärtlich zu ihm hinauf, indem sie kosend flüsterte: „du scheinst aber auch wirklich ein wenig allzuleichtsinnig, mein Freund.—“

„Erscheine ich auch dir so?“ fragte betroffen Tartini und fuhr dann innig fort: „ich bin es nicht, glaub' mir, mein süßes geliebtes Weib, ich bin es nicht mehr! — Ei, kennst du denn nicht meine Geschichte? weißt du denn nicht, wie viel Schuld die widrigen Verhältnisse — in denen ich bis jetzt lebte — an meinen tollen Abenteuern hatten? Ich liebte die Kunst von frühester Kindheit an, und mein harter Vater zwang mich ein Studium zu wählen, das ich verabscheue; so stand ich hier allein! ringend zwischen kindlichem Gehorsam und meiner Neigung. — Keinen Freund fand ich, nur wilde leichtfertige Gesellen. Der geliebten Kunst durft' ich mich nicht ergeben; sie verstohlen zu üben, als verdiene sie nicht

verehrt zu werden — öffentlich, vor allen; dawider sträubte sich mein Stolz. — Da gerieth ich denn, halb gleichgültig, halb ergrimmt, den Verführern in die Klauen, woraus aber du mich gerettet hast.“—

„Hab' ich dich gerettet?“ fragte Lucretia.

Und die Hand betheuernd auf's Herz legend und der Geliebten ehrlich in's Auge sehend, versetzte Giuseppo: — „Du hast's Lucretia! du warst mein guter Engel! nicht bin ich mehr jener wilde Student, von dessen tollen Streichen ganz Padua zu erzählen wußte, dich hab' ich mir gewonnen; nun gilt es, das schönste ernste Ziel zu gewinnen, wo angelangt, ich dir, mein geliebtes Weib! eine heitere sorglose Zukunft bereite, wie deine Liebe um mich sie verdient! ich will's und schwöre dir, mein heutiges blutiges Abenteuer war das letzte dieser Art.“

„Wie?“ rief erschrocken Lucretia, „wie Giuseppo, du hast dich wieder geschlagen, heute erst? trotz deines feierlichen Versprechens?“

„Höre mich, mein holdes Weib,“ schmeichelte Giuseppo und begann zu erzählen von der Liebe des verrückten jungen Marchese Antonio Capretti und des argen Raufboldes Pietro Rasponi — zu ihr —

seiner geliebten Lucretia; wie Antonio ihn zum Vertrauten und Helfer erwählt, wie er — Giuseppo — um jeden möglichen Verdacht zu entfernen, scheinbar auf den Vorschlag eingegangen sei. — Nun habe aber trotz dem Rasponi Argwohn geschöpft und sei sichtlich darauf ausgegangen, nur einen Schein von Gewißheit zu gewinnen, um sogleich dem Vater Cornaro alles zu entdecken. — „Du weißt mein theures Leben!“ schloß Giuseppo seine Erzählung, „du weißt, daß der Rasponi unermeßlich reich, daß seine Familie die angesehenste und mit den Cornaros befreundet ist; da würde denn dein Vater, wenn Pietro als Werber um dich aufgetreten wäre, ihn trotz seines bäurischen ungeschlachten Wesens nicht abgewiesen haben, besonders wenn Pietro ihm unser Geheimniß entdeckt hätte; — dem mußte ich vorbeugen, mochte geschehen, was da wollte. — Ich wußte es herbeizuführen, daß der feige Antonio mit dem Pietro Streit anfing. — Was ich erwartet hatte, geschah; der wilde Pietro ergriff den zierlichen Antonio in toller Wuth beim Kragen, schüttelte ihn derb und warf ihn endlich mit Riesenkraft dermaßen an die Wand, daß ich fast vermeinte, es müßten dem Männ-

lein alle Knochen im Leibe zerbrochen sein. Da dieses sich auf einen öffentlichen Caffé begab, so konnte der Marchese Antonio Capretti, wohl oder übel! nicht anders, als seinen unmanierlichen Gegner eine Ausforderung zusenden. Nun weiß aber Freund Antonio nicht sonderlich mit der scharfen Klinge umzugehen! Er bat mich, seine Stelle zu vertreten. Ich that es und habe den ehrlichen Pietro Rasponi so wacker bedient, daß wir mindestens etliche Monate Ruhe vor ihm haben werden! und Zeit gewonnen, alles gewonnen, mein' ich."

Umsonst versuchte Lucretia mit dem kecken Ehegatten zu schmollen, der ihr im Grunde, eben um seines Muthes und seiner Keckheit willen, so wohlgefiel. Er scherzte ihre Besorgnisse — (und deren waren bei der jungen sechzehnjährigen Italiänerin nicht eben allzu viele) — unter Kosen und Bitten gar bald weg; und statt Vorwürfe und Klagen, wie sie wohl ein deutscher junger Ehemann im ähnlichen Falle von seiner jungen Gattin hätte anhören müssen, ward ihm endlich der süßeste Lohn, dessen Götter, Helden und Künstler nur würdig.

Bis lange nach Mitternacht hatte der Marchese Antonio Capretti auf den Caffé gewartet, daß Giuseppo kommen möge, ihm Nachricht und Trost zu bringen. Aber Giuseppo kam nicht, und der zärtliche Stutzer begann nach und nach unruhig zu werden. Furchtsam, wie er war, dachte er sich tausend Möglichkeiten, wie ein böser Zufall seinem Freunde (und vielleicht gar ihm selbst!) gefährlich werden könnte, gesetzt den Fall, Giuseppo verriethe sein ihm anvertrautes Geheimniß; — zwar nicht wahrscheinlich, denn Giuseppo hatte Muth — (das fühlte Don Antonio, der keinen hatte), — aber möglich war ein Verrath doch — und dann? — —

Mit jeder Minute, die im vergebenen Harren vorüberschlich, stieg Antonio's Angst. Er schalt sich insgeheim einen schändlichen Wagehals, der muthwillig dem Verderben in den offenen Rachen renne! Er ächzte und stöhnte laut, und dennoch konnte er seiner Verliebtheit nicht Herr werden, sie behielt die Oberhand, wie sehr er sich sträubte, wie sehr er seine Vernunft zu Hülfe rief — und bewährte so das alte Sprüchwort, demzufolge die Liebe selbst den Ver-

zagtesten, zwar nicht muthig, doch blind und toll der Gefahr entgegen stürmen läßt. —

Der Marchese Antonio indeß stürmte für diesmal noch nicht der Gefahr entgegen, sondern harrte noch einige Stunden nach Mitternacht, ob denn kein Giuseppo sich wolle blicken lassen. — Da aber dieser von Stunde zu Stunde vergebens auf sich warten ließ, so riß dem Marchese Antonio Capretti zuletzt die Geduld, und er verließ voller Unmuth das Caffé.

Der Tag begann schon zu grauen, als er unter die Arkaden trat; er schritt über den Prado und, als er bei dem Palast des Comte Cornaro anlangte, sah er im Erkerzimmer seiner Angebeteten den düstern Schein des Nachtlämpchens flimmern. Er stand stille, starrte entzückt hinauf, und nicht unbelesen und den schönen Künsten, (insoweit es für einen Edelmann geziemlich), ergeben, rezitirte er halblaut die Worte der neuesten Serenade eines damals nicht unberühmten Poeten:

„Ich lieg' im offnen Fenster
Und schaue nach den Sternen —
Und tiefe, heiße Sehnsucht
Erfaßt mein junges Herz. —

Ich möchte jetzo sterben! —
Entfesselt von den Banden,
Der armen kleinen Erde,
Mich schwingen himmelwärts.

Da schweifen meine Blicke —
Ganz unschuldigerweise! —
Hinüber nach dem Fenster,
Wo Liebchens Schlafgemach.
Und drinnen brennt ein Lämpchen,
Mit traulich düsterm Schein,
Und Himmel und Sterne vergeß' ich —
Und möchte bei ihr nur sein.

Da klang das Fenster und wurde geöffnet — — —

„Der Tag graut! ich muß scheiden, geliebtes Weib!" flüsterte Giuseppo, noch einen Kuß auf die blühenden Lippen Lucretiens drückend — „bald, bald sind wir vor der Welt vereint — vertraue mir, und Nichts soll uns trennen." Er entwand sich den Armen der Geliebten und wollte das Zimmer verlassen. Da stürzte aber todtbleich Signora Barbara herein und rief: „Um aller Heiligen willen! verbergt Euch Signor Tartini! der Comte naht — Gott

weiß, was ihn erweckte! was er sucht! — er ist schon auf dem Gange —

„Mich soll er nicht finden!" lachte Tartini, „das Fenster ist nicht hoch — ein rascher Sprung und ich bin befreit! Leb' wohl, Geliebte!" — und ehe Lucretia und Barbara noch wußten, wie ihnen geschah, öffnete er das Fenster und sprang hinaus.

Zeter- und Mordgeschrei tönte alsbald von der Gasse herauf, denn der boshafteste Zufall hatte es gefügt, daß Giuseppo den armen Marchese Antonio Capretti, welcher entzückt nach dem „traulich düstern Schimmer" des Schlafgemachs hinaufäugelte, mit beiden Füßen ins Gesicht sprang.

Antonio stürzte rücklings zu Boden, Giuseppo vorwärts auf ihn — zwar erhob sich dieser sogleich wieder und lief, was er konnte, davon. Antonio aber blieb wie ein Frosch auf dem Rücken liegen und begann dermaßen zu brüllen, daß bald der ganze Prado wach wurde.

Lucretia, welche nicht anders glaubte, als daß ihr Giuseppo Schaden genommen habe, stürzte verzweifelnd ihrem Vater entgegen, fiel ihm zu Füßen, bekannte Alles und flehte, unterstützt von Barbara's

Jammergeschrei und dem Gebrüll des Draußenliegenden, um Hülfe, Rettung und Verzeihung. —

Der alte Cornaro stand einige Minuten, wie zur Bildsäule erstarrt — ohne ein Wort zu reden, ließ er es geschehen, daß Lucretia ihn mit sich fortzog, die Treppe hinab aus dem Hause — Lucretia warf sich über den am Boden liegenden Antonio her, und brach in die herzzerreißendsten Klagen aus! — Jetzt kam Barbara mit der Dienerschaft, welche Fackeln trug, ihr Schein fiel auf den verunglückten Amoroso, und blitzschnell sprang Lucretia wieder auf, staunend ihn anstarrend.

„Helft mir auf die Beine!“ wimmerte der Marchese Antonio Capretti — „ach, helft mir auf die Beine! ein Unthier, ein Gespenst, der Teufel selbst in leibhafter Gestalt ist mir aus dem Fenster da auf die Nase gesprungen, weh! das Nasenbein muß mir zerbrochen sein! ich habe keinen festen Zahn mehr im Munde, vermaledeiter Satan! —“

Man half dem Armen wieder auf, Lucretia starrte ihn noch immer ungläubig an, Barbara bekreuzte und segnete sich, und die Dienerschaft, wie alle Umste-

henden, wußten nicht, was sie zu der Begebenheit sagen sollten. —

Um so besser wußte es jetzt der alte Cornaro; ingrimmig faßte er die Hand seiner Tochter und riß sie mit sich in den Palast. Hier brach sein langverhaltner Zorn in Verwünschungen und Vorwürfe aus! Lucretia versuchte es auf's Neue, sein Herz zu rühren und seine Verzeihung zu gewinnen, indem sie sich Tartini's angetraute Gattin nannte; aber der Alte stieß sie von sich, schwur: daß er sie morgen des Tages in ein Kloster sperren und Alles aufbieten wolle, den frechen Räuber seiner Tochter und seiner Ehre nach Verdienst zu bestrafen. Damit entfernte er sich und rief einen Diener herbei, um ihn zu seinem Vetter, dem Bischof von Padua, zu geleiten.

Lucretia aber warf sich der weinenden Barbara in die Arme und beschwor sie, schnell nach Tartini's Wohnung zu eilen, ihn von der drohenden Gefahr zu unterrichten und ihn zur Flucht zu bereden.

„Bring' ihm den Schwur meiner ewigen Treue!" rief sie, „er soll nicht verzweifeln!" ist der erste Zorn meines Vaters gewichen, so werd' ich nichts

unversucht lassen, was uns seine Verzeihung und seinen Segen gewinnen kann; ist Alles vergebens, so werd' ich eher sterben, als den Schwur der Treue brechen.“

Barbara versprach hoch und theuer, keinen Augenblick zu verlieren; sie eilte trotz ihrer ansehnlichen Corpulenz, wie vom Sturmwind getrieben, zu Tartini und richtete ihren Auftrag getreulich aus.

Als die Diener des geistlichen und weltlichen Gerichts in der Wohnung des verrufenen Studenten Giuseppo Tartini anlangten, ihn zu fahen, fanden sie das Nest leer; denn Tartini wandelte schon seit mehreren Stunden an den Ufern der Brenta auf Seitenpfaden der Hauptstraße zu, welche nach Rom führt.

Das Vesperglückchen des Minoriten-Klosters zu Assisi läutete hell, und die ehrwürdigen Patres zogen in langer Reihe der Kirche zu, die erfüllt war von den Andächtigen aus der Stadt, welche gekommen, den Abendsegen zu empfangen und nebenbei die schöne Musik zu hören, womit seit nun fast anderthalb

Jahren die Vesper in dieser Kirche abgehalten wurde. —

Gewaltig brausten die Töne der Orgel vom hohen Chor herab, herrliche Männerstimmen begannen den Lobgesang zum Preise des Ewigen in begeisternder Weise. — Immer kühner, immer glühender steigerte er sich bis zum Ruhepunkt, dessen letzter leiser Hall das Schiff der Kirche wie Lispeln der Aeolsharfe durchzitterte. —

Jetzt wechselten mit dem Chore ein- und dreistimmige Solosätze, nur von einem Saitenquartett begleitet, und wunderbar ihr sich anschmiegend — bald ihr nachfolgend, bald ihr voraneilend, conzertirte mit der Hauptstimme die Prinzipal-Violine.

Athemlos lauschte die Menge den holden, nie zuvor gehörten Klängen. Nur zu schnell schwebten sie vorüber! Orgel und Tutti traten wieder ein, der Priester vor dem Altare erhob das Allerheiligste, sprach den Segen, und schloß mit dem langgehaltenen „Amen!“

Und wieder zurück in ihre Zellen zogen die älteren frommen Klostermänner, bis das Glöcklein zur Abendtafel läuten würde, während die jüngern theils

in dem Kreuzgang, theils in dem Garten des Klosters lustwandelnd sich ergingen.

„Bei unserm Schutzheiligen!“ rief der Bruder Gaudentius, wohlbestallter Kellermeister — „bei unserm Schutzheiligen! diese Vesper war wieder ein Meisterstück, und immer mehr und mehr wird es mir klar, welch' eine Wohlthat unser hochwürdigster Pater Guardian unserm frommen Kloster erzeigte, als er vor zwei Jahren den Bruder Agostino hier eine Freistatt gewährte. Was wettet Ihr, mein Bruder Pasqualino! wir erleben noch ein Mirakel an diesem Agostino, das den Ruhm unseres heiligen Hauses neuen Glanz verleihet. —“

„„Unmöglich ist es nicht!““ entgegnete der Pater Pasqualino, „„ja bedenke ich, welch' ein gottloser, unbändiger Plagegeist dieser sogenannte Agostino war, als er herkam, und wie still und sittig — ja fast bußfertig er jetzo sich bezeigt, obwohl unser hochwürdigster Pater Guardian nie und nimmer zu Gewaltmitteln seine Zuflucht nahm, so kann ich schon seine sichtliche Bekehrung gewissermaßen nicht anders als ein Mirakel betrachten.““

„Ich erleb' es noch, daß er heilig gesprochen

wird!" rief Fidelio, der Bruder Küchenmeister, „und „und daß ihn die Maler abconterfeien mit der Violine, wie die heilige Cäcilia mit der Orgel, und er verdient's, der gute Junge! denn ich sag's Euch, so lange ich Küchenmeister unseres frommen Klosters bin, haben die Gläubigen meine Küche nicht so wacker bedacht, als seit der Zeit, wo wir seine Missen, Vespern, Responsorien aufführen und er dazu geigt."

„„Und füllt sich nicht,"" schmunzelte Gaudentius, „„füllt sich denn nicht mein Keller schon einzig und allein mit den auserlesenen Weinen, welche Tag für Tag dem vortrefflichen Geigenspieler von fern und nah zur Stärkung zugesandt werden? Hilf Himmel! wenn der Alles allein austrinken sollte, was ihm zugesandt wird von hohen Gönnern und — sub rosa! — kunstsinnigen Weiblein!"" — „Stille, stille, Bruder Gaudentius!" fiel der Pater Pasqualino mit Anstand ein, „wie möget Ihr von solchen weltlichen Dingen reden?"

„„Nun nun!"" lachte Gaudentius, „„bis dato ist unser Candidat noch kein Heiliger! und meint Ihr etwa, er habe in früherer Zeit nicht manch' ein süßes Abenteuer bestanden? Ex ungue leonem!

sagt das Sprüchwort; ich sag': einem Verliebten seht Ihr's an den Augen an, daß er ein Verliebter ist, in summa: ich lobe mir den Agostino, und gesteh' es so gern wie Ihr: unser frommes Kloster hat wohlgethan, ihm seine gastlichen Thore zu öffnen, und so lange er im Kloster ist, bleib' ihm Küche und Keller unverschlossen; aber mit seiner Heiligsprechung hat's noch gute Wege, mein' ich, oder der heilige Vater müßte mich zugleich mit canonisiren. —""

„Homo homini lupus est!“ seufzte Fidelio, dein Vortheil, Bruder Gaudentius, ist mit dem meinigen so eng verbunden, und dennoch widerredest du mir bei jeglicher Gelegenheit und ziehest mich so herab in den Erdenstaub, so oft ich strebe, mich über das Irdische zu erheben —"

„„In nomine Domini! erhebe dich so hoch du kannst!"" fuhr Gaudentius lachend fort, „„ich ziehe dich nicht herab, fürchte aber: du werdest bei deiner irdischen Masse zu schwach an Geist sein, um nicht alsbald von selbst wieder zur Erde zurückzukehren. Was den Agostino betrifft —""

„St! lupus in fabula!" flüsterte Pasqualino.

„dort kommt er eben, und mit ihm der würdige Bruder Böme."

„„Ganz recht! und ich meine, der Contrapunkt des Bruders Böme habe wohl ebenso viel Antheil an der Bekehrung unseres wilden Gastes, als die Frömmigkeit unseres Paters Guardian.""

Damit entfernte sich der lustige Bruder Kellermeister, und Fidelio verließ gleichfalls den Garten, um sich in seine Küche zu begeben; Pasqualino aber gesellte sich zu den andern Brüdern, welche im Kreuzgang lustwandelten, so daß der Garten den beiden Nahenden allein überlassen blieb.

Langsam, eifrig redend schritt der Pater Böme mit seinem Begleiter daher. Dieser, unter dem Namen Agostino im Kloster bekannt, war ein junger Mann von kaum einundzwanzig Jahren, gekleidet in der Tracht eines Laienbruders, womit indeß der edle, kühne Anstand, welcher in allen seinen Bewegungen sich kund gab, seltsam contrastirte.

Das von vollen schwarzen Locken umwallte Gesicht des Jünglings war bleich, in dem großen schönen Auge lag etwas melancholisch-wildes; der feine Mund war fest geschlossen, als wolle er den innern

Schmerz hüten, daß er nicht laut werde — kurz alles deutete darauf hin, daß ein tiefer Kummer seiner Meister geworden.

„Getrost, Agostino!“ sprach der Pater Böme, „suche deine trübe Stimmung zu verbannen und hoffe! es kann — es wird sich noch alles zum Besten fügen, der würdige Pater Guardian lässet nichts unversucht, was dir zu nützen vermag.“

„„Und was hilft mir alles, was er für mich gewinnt, wenn ich getrennt bleiben muß von der Geliebten? Ach ehrwürdiger Pater! der Guardian kann mir wohl dazu verhelfen, daß ich ungefährdet diese stille Freistatt verlassen darf, aber weiter reicht seine Macht nicht! und mir wäre besser, ich legte dieses härene Gewand nimmer wieder ab und würde ganz der Euren Einer, als daß ich einsam und verlassen wieder hinaustrete in's wildbewegte Leben, und wer weiß, wozu! mich noch verleiten lasse.““

Der Pater Böme lächelte gutmüthig und versetzte: „das ist nichts, mein junger Freund! zum Klosterbruder fehlt es dir ein für allemal an Geduld, und wäre der hochwürdigste Pater Guardian so schwach, deinen dringenden Bitten nachzugeben, und dich in

unsern Orden aufzunehmen — gar bald würde dich und uns allen die bitterste Reue überkommen. Du gehörst in die Welt und sollst wieder hinein und wirst von nun an dich wohl in ihr befinden. Früh hast du gelernt, wohin Irrthümer und Uebereilungen führen, danke dem großen Lehrmeister dafür und beherzige deine Erfahrungen. Daß du ferner zu groben Fehlern dich könntest verleiten lassen — das, Agostino! befürcht' ich nicht! denn hier fandest du ja eine Führerin für's ganze Leben, aus deren geheiligter reiner Nähe das Unedle, Niedere entfernt bleiben muß: die Kunst. —"

Agostino blickte vor sich nieder und sprach leise, wie halb vor sich hin: „„Wohl habt Ihr Recht — die Kunst wird mich bewahren vor dem Nichtigen, Unwürdigen! aber schreitet nicht auch das Verderben oft großartig und erhaben einher? und liegt darin für den kleinen Erdenmenschen nicht eben der Reiz: die Gefahr nicht zu fliehen — vielmehr ihr noch entgegen zu gehen?""

„Was meinst du damit?" fragte besorglich Pater Böme, und Agostino versetzte rasch und mit scharfer Betonung:

„„Ich meine: daß Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, die Kunst allein vermöge mein Herz zu bewahren vor allem, was ein so trotziges verstocktes Ding, wie es im Grunde nun einmal ist, vom rechten Wege verlocken könnte. — Solch ein Wunder ist nur der Liebe möglich, nur dem Weibe, das der Jüngling anbetete, das, ein Engel, ihm zur Seite stand, da er von der Kunst noch nichts weiter wußte, als daß sie diene, uns zu erlustigen!““

„Jetzt weißt du mehr von der Kunst, Agostino.“

„„Und fragst du mich: ob ich sie liebe, verehre? Was ich schuf, mag für mich reden! und dennoch, beim großen Gott! was ist meine Liebe, meine Begeisterung für die Kunst anders als der Abglanz meiner Liebe, meiner Anbetung für Sie, die Einzige? O geliebtes Weib! wüßtest du, wie ich ringe, wie ich strebe, wie ich das Höchste daran setze, mir zu gewinnen, was tausend Narren vom blinden Glücke zugeworfen wurde: Ruhm und Gold! weil ich vermeine, es könne dies mir helfen, mit dir mich wieder zu vereinen! — Still — still! da gähnt der Abgrund, da lauert der Satan, versteckt unter einer Blumen-

decke — schreite nicht vor! der Boden weicht unter deinem Tritt — du stürzest — — —"

„Agostino!" rief erschrocken der Pater Böme, indem er des Jünglings beide Hände ergriff und sie schüttelte, als wolle er ihn aus dem Schlaf erwecken. „Agostino! um aller Heiligen willen! was redest du — was ist dir? Mensch! besinne dich!"

Agostino aber riß sich los und rief mit Heftigkeit: „„Fort, alter Mann! du hältst mich nicht! und alle Priester dieses Hauses und all' Eure frommen Gesänge und Bitten halten den bösen Feind nicht fern von mir! — doch glaube nicht, daß ich ihn fürchte! — noch hat er mein Herzblut nicht und soll's auch nimmer gewinnen, wie listig er es auch anstellt! Ich bleibe Meister! — Ha! siehst du ihn? — dort den Kreuzgang entlang schleicht er — hörst du? — trefflich! — herrlich! — groß! aber wart' nur! diese Nacht — beim Himmel und bei der Hölle! nicht soviel soll er gewinnen! beschämt soll er entfliehen, und ich bleibe Meister!"" Und wie auf Sturmwindsfittichen eilte der Jüngling davon, durch den Kreuzgang in's Kloster, ohne auf den ängstlichen Ruf des Paters Böme zu hören. Entsetzen

hatte diesen erfaßt, er eilte zum Pater Ambrosius dem würdigen Guardian des Klosters, ihm die unheimlichen Reden sowie das seltsame Beginnen des Bruders Agostino mitzutheilen.

„Seid unbesorgt, mein Bruder," sprach mildlächelnd der ehrwürdige Greis, „ich bin sicher, daß kein böser Geist über unsern Schützling Macht erhält, und weiß ein Mittel, das bald seine düstre Stimmung in lichte Freudigkeit umwandeln soll.

Der Mond schien hell durch das kleine vergitterte Fenster und beleuchtete seltsam alle Gegenstände in Agostinos Zelle.

Dieser lag unruhig schlummernd auf seinem Lager; böse wilde Träume schienen ihn zu quälen. Er seufzte tief und sprach von Zeit zu Zeit einzelne räthselhafte Worte, als verkehre er mit irgend einer unheimlichen Macht.

Schneidend pfiff der Nachtwind und trillte die Wetterfahne auf dem Klosterdache; in den Kreuzgängen aber trieb er hundertstimmig sein Spiel, so daß wohl ein verzagtes Gemüth sich davor entsetzen

konnte, denn klang es doch nicht anders, wie Wehe=geheul, Sterbegewimmer und schrillendes Hohnge=lächter böser Geister. —

Es schlug Mitternacht.

Kaum daß der letzte Schlag verhallt, so erhob sich Agostino langsam von seinem Lager.

Weit offen starrten seine Augen, doch schien ihre Sehkraft erloschen! regungslos waren die todbleichen Züge seines Gesichts, und nur mechanisch schienen alle seine Bewegungen.

Langsam schritt er nach der entgegengesetzten Seite der Zelle, wo an der Wand seine Geige hing — hier stand er einige Sekunden still, da eben eine Wolke den Mond verfinsterte. Die Wolke zog vor=über, und nun griff Agostino nach der Geige, nahm sie herab von der Wand, nestelte den Bogen los, stimmte und versuchte einige schwierige Gänge. Zufrie=den nickte er mit dem Kopfe, nahm die Geige unterm Arm und verließ die Zelle, langsam und sicher fort=schreitend, ohne irgendwo in den sich kreuzenden finstern Klostergängen zu irren oder anzustoßen.

Der Bruder Glöckner schlich verdrossen und schlaf=trunken durch den Kreuzgang nach der Klosterkirche,

um zur Frühmette zu läuten, „Frömmigkeit ist gut,“ brummte er in den Bart vor sich hin, „und hilft zum ewigen Leben, indeß mein' ich — — heiliger Franz von Assisi!“ unterbrach er sich erschrocken, indem die Lampe seinen zitternden Händen entfiel — — „heiliger Franz von Assisi! heilige Jungfrau Maria und all' ihr eilftausend Jungfrauen zusammt — was ist das? —“

Und bebend und halb todt vor Schreck, und dennoch wie gezwungen von einer dämonischen Macht, starrte er hinauf nach dem Dachkamme des Seitenflügels. — Grad aufgerichtet auf der gefährlichen schmalen Höhe erblickte er die Gestalt eines Klosterbruders; wild flatterte sein Gewand im Nachtwind, er selbst aber stand ruhig da, wie zur Bildsäule erstarrt. —

Halb sinnlos stürzte der Bruder Glöckner zurück in die Gänge des Klosters und schrie alle übrigen Brüder wach.

Diese, den ehrwürdigen Pater Guardian an der Spitze, eilten mit Lichtern herbei, faßten und umringten den Bebenden und befragten ihn um die Ursache seines Geschreies —

Und zähneklappernd und stammelnd erzählte der Glöckner von dem schrecklichen Gesichte, das ihm geworden, und mit Grausen hörten ihm die frommen Brüder zu, der Pater Böme aber rief, als der Erzähler endigte: „Mein Gott! — hochwürdigster Pater Guardian! — das ist wohl Niemand anders als unser Bruder Agostino, der als Nachtwandler umhergeht.

„Dafür seien alle Heiligen!“ versetzte erschrocken Pater Ambrosio — „aber kommt meine Brüder! lasset uns den Spuck betrachten — Jeder schweige, und ist es wie du sagst, Bruder Böme, so hüte sich Jeder den Namen Agostino zu nennen; der Unglückliche könnte sonst leicht seine gefährliche Wandlung mit dem Leben zahlen.“

Und alle Brüder schritten still dem Bruder Glöckner nach, der sie wieder an die Stelle in den Kreuzgang führte, wo er die unheimliche Erscheinung gehabt hatte. —

Noch stand diese auf der nämlichen Stelle, aber nicht mehr regungslos, sondern mit wilder Begeisterung ein seltsames Tonstück in Form einer Sonate auf der Geige spielend —

„Er ist's!“ flüsterten die Klosterbrüder leise untereinander, indem sie ängstlich zur schwindelnden Höhe empor blickten.

Wunderbar klangen von dort herab die Töne des Instruments, welches Agostino mit einer nie geahneten Meisterschaft behandelte. Wer vermöchte es, mit Worten ein solches Spiel zu schildern? was wäre der Vergleich rollender Perlen mit den schwierigsten Passagen, bald harpeggirend, bald mit Anwendung des Flageolets oder unerhörter Doppelgriffe — die Brüder vergaßen fast ihr Entsetzen und lauschten mit verhaltenem Athem der wunderbaren Weise.

Sie schien zu enden, und zugleich verfinsterte sich wieder der Mond, da kauerte der Nachtwandler nieder, bis auf's neue das räthselhafte Licht strahlte und nun eilte er mit festen sichern Schritten über den Dachkamm bis an die Dachrinne, welche vom Dache bis wenige Fuß vom Erdboden an die Mauer herabreicht, faßte sie mit einer Hand — während er die Geige und den Bogen mit der andern hielt, umschlang sie mit den Knieen und glitt so schnell, und ohne im mindesten Schaden zu nehmen, daran hinab.

Der Pater Böme hatte in Todesangst das

Beginnen des Nachtwandelnden mit den Augen verfolgt; jetzt, da die Gefahr glücklich vorüber, vermochte er es nicht mehr sich zu halten. „Agostino — Giuseppo!“ rief er jubelnd, indem er mit ausgebreiteten Armen auf den Geretteten zueilte.

Da stieß der Nachtwandler einen gellenden Schrei aus und stürzte zu Boden.

„Wo bin ich?“ rief Agostino erwachend und mit erstaunten Blicken um sich schauend —

Der Pater Guardian gab den ihn umringenden Brüdern ein Zeichen, zu schweigen, und sprach milde: Bei deinen Freunden, Agostino! du hattest wohl einen seltsamen Traum, der dich aus deiner Zelle bis hierher wandeln ließ. —

„Nur ein Traum?!“ fragte Agostino in heftiger Bewegung, indem er sich erhob — „Nein, nein! es war mehr, ha! wo ist sie?“ — er blickte forschend umher, gewahrte seine Geige, und rasch sie erfassend und hoch empor haltend rief er — „seht Ihr? da ist sie —“

„„„Nun ja, Agostino! du nahmst sie halb träumend mit dir.““ —

Agostino schüttelte langsam das Haupt und fragte dann — „und schwebte ich nicht hoch in den Lüften? wandelte ich nicht auf den Strahlen des Mondes mit Ihm? spielten wir nicht um die Wette? — Wie hieß die Weise? — er hob das Instrument, setzte den Bogen an, als wolle er spielen. Doch ohne einen Ton anzugeben, blieb er mehrere Minuten regungslos, in derselben Stellung vor sich hinstarrend in die dunklen Räume des Kreuzganges. Endlich ließ er kraftlos die Arme und das Haupt sinken und seufzte, tief aufathmend — „Vergebens! Er blieb Meister.“

„Du bist krank, Agostino!“ sprach der Pater Guardian — „Geh in deine Zelle — ruhe aus — morgen magst du mir beichten was dein Herz beschwert, bis dahin soll der Pater Böme bei dir wachen.“ — „Ihr aber meine Brüder —“ wandte er sich zu den Andern — „folgt mir in die Kirche, um dort für unsern Schützling Agostino Genesung vom Himmel zu erflehn.“ — Somit verließ er, gefolgt

von den Brüdern, den Kreuzgang. Pater Böme aber geleitete seinen jungen Freund in seine Zelle.

Dort angelangt bat er: „Lege dich nieder, Agostino! du bedarfst der Ruhe, komm, gib mir das Instrument, daß ich es an seinen Platz hänge —“

Aber Agostino preßte krampfhaft die Geige an seine Brust und rief: „Nein! nein! ich flehe dich an: laß mich — laß mich gewähren! ich bin nicht krank, wohl bedarf ich der Ruhe — ja freilich, — ich bedarf der Ruhe! aber wie könnte sie mir werden, so lange ich nicht vermag wiederzugeben, was ich hörte? —“

Und in der Zelle auf- und abschreitend, begann er zu spielen; erst versuchsweise, abgerissene Gänge, nach und nach ordneten sich die Töne anschwellend — abnehmend, und alsbald erkannte Pater Böme die Weise jener seltsamen Sonate, welche der Nachtwandler mit so großer Meisterschaft gespielt hatte; nur war jetzt alles minder vollkommen und zusammenhängend, und sichtlich; wie Agostino vergebens strebte, im Wachen all' die künstlichen Verschlingungen und Auflösungen des Themas wieder zu erfassen,

welche er im Traume so wunderbar andeutete und lösete. —

Das Spiel endete; aber unbefriedigt legte Agostino die Geige weg und wiederholte immer nur: „Es ist vergebens! Er — Er bleibt der Meister.“

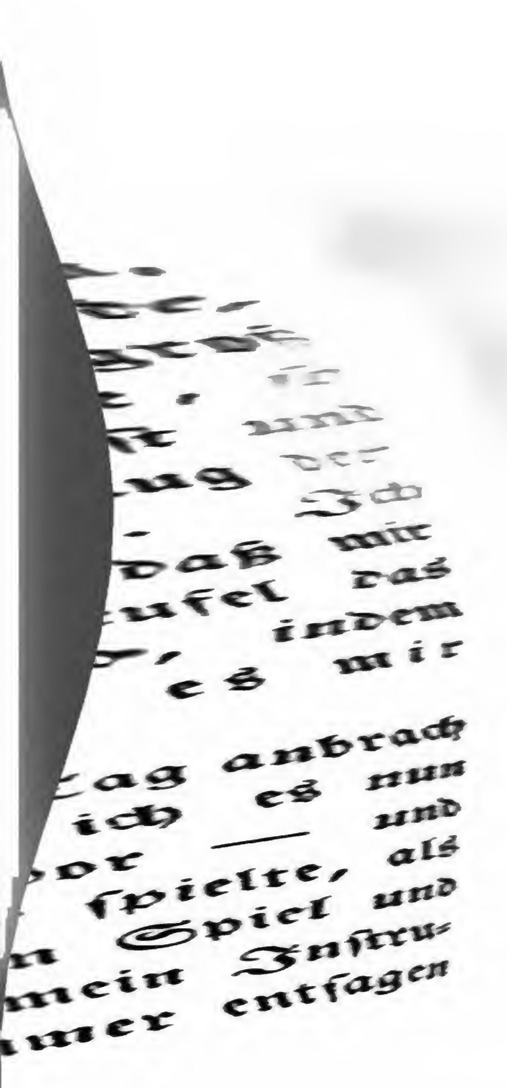
Da trat der Pater Böme ernst vor ihm hin und sprach, fest ihn anblickend: „„Wen meinst du, Agostino? wer bleibt der Meister? — du redest seltsame Dinge, und ich weiß fast nicht mehr, soll ich glauben: es habe ein wunderlicher unheimlicher Traum, oder eine wirkliche Begebenheit diese Aufregung in dir erzeugt.““

„Weiß ich es denn selbst?“ rief heftig Agostino, „o mein Kopf glüht fiberisch! — ich möchte es einen bösen Traum nennen, und dennoch steht alles so furchtbar lebhaft vor mir, daß ich nicht anders kann, als glauben: es sei alles wirklich geschehen. — „Höre mich“ — fuhr er leiser und scheu um sich blickend fort — „höre mich, dir will ich mich vertrauen — aber nur dir! — denn wehe mir, wenn alles Wahrheit ist. —“ Er zog bei diesen Worten den Pater Böme neben sich auf's Ruhebett und begann mit gedämpfter Stimme: —

„Du weißt, mein theurer Freund und Lehrer! was ich seit den zwei Jahren, die ich hier im Kloster unter Euch lebte, litt — und warum ich es litt. Wohl gab mir Trost und Beruhigung unsre Kunst, in der du mich unterrichtetest, doch nur, weil ich hoffte: in ihr mich auszuzeichnen vor Vielen! und Ruhm und Ehre zu gewinnen und somit Sie! — Sie, für die allein ich lebe und leide! — Mein Streben sahst du und sagtest mir oft: es sei kühn und gewaltig und vom glücklichen Erfolge gekrönt — und dennoch! wie klein und ärmlich erschien es meiner ungeduldigen Liebe! — ich zermarterte mein Gehirn in schlaflosen Nächten, um einen Weg auszufinden, der rascher mich zum ersehnten Ziele führe; ein Mittel, das unerwartet schnell über alle mich empor trüge, zur Höhe, wo hinnach mir die Bewunderung das Staunen der entzückten Menge folge. — Vergebens sann ich! ich verdoppelte, ich verdreifachte meine Anstrengungen! Ihr stauntet mich an, belobtet, priesest mich! auch die Menge begann ich zu rühren; aber mir selbst erschien ich immerfort elend, klein und noch unendlich fern — ferner denn je, von Ihr — von Ihr!

„Da war es mir in einer Nacht, als hätt' ich meine Seele dem Teufel verschrieben. — Alles ging nach meinem Wink; mein höllischer Diener kam jedem meiner Wünsche zuvor. Unter andern Einfällen hatt' ich auch den, ihm meine Violine zu geben, um zu sehen: ob er wohl im Stande sein würde, etwas Hübsches darauf zu spielen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich eine Sonate hörte, so wunderbar und so schön, mit so vieler Kunst und Einsicht vorgetragen, daß auch der kühnste Flug der Phantasie sie nicht zu erreichen vermochte. Ich wurde so hingerissen, entzückt, bezaubert, daß mir der Athem stockte — da gab mir der Teufel das Instrument zurück und sprach hohnlächelnd, indem er verschwand: „Versuche, ob du es mir gleichthun kannst." —

„Und ich begann zu spielen, bis der Tag anbrach — umsonst! Nacht für Nacht versuch' ich es nun auf's neue — der Teufel spielt mir vor — und wohl merk' ich's: daß ich nimmer besser spielte, als jetzt! aber der Abstand zwischen meinem Spiel und dem des Teufels ist so groß, daß ich mein Instrument zerbrechen und der Musik für immer entsagen



würde, wenn
welchen sie m
mich zu berau

Hier endig
Nachsinnen,
genem Lächeln
wie magst du
lichkeit Macht
geiz und dies
deines Herzens
duld über al
noch nicht g
die düstern
deine Ruhe a
fieberischer A
Traum einhe
es! ein Geist
erschaffen, u
Ungeduld beh
ein Mann!
dich niederzie
und mit ver

Willen der allliebenden Vorsicht, die gewiß alles zum Besten führen wird.

„Ich will's versuchen!“ — entgegnete still Agostino, dem Pater die Hand bietend, „ich will es versuchen, wie weit mein guter Wille reicht; aber schilt nicht den Jüngling, der allein ankämpfen und bestehen soll gegen das Heer der Leidenschaften, das auf ihn einstürmt. — Ja, du hast sie genannt! Liebe, Ehrgeiz, Freiheitsdrang, Zorn und Ungeduld. — Greis! nenne dem Jüngling deine Leidenschaften, und dann verdamme ihn, wenn er unterliegt.“

Erschöpft lehnte er das Haupt auf den Arm und war bald darauf im festen Schlaf versunken. Der Pater Böme betrachtete ihn einige Zeit mit kummervollem Blick und betete leise; dann rief er einen Laienbruder, an seiner Statt bei dem Schlafenden Wache zu halten, und begab sich zum Pater Guardian, um ihm das ganze Gespräch mit Agostino zu erzählen.

Es war am Morgen der Jubelfeier des heiligen Franziskus. Sämmtliche Einwohner von Assisi, und eine ungeheure Menge Fremder von nah und fern, strömten der Kirche Porticella zu, wo das Hochamt zu Ehren des Heiligen abgehalten werden sollte.

Die Weltgeistlichen, sämmtliche Brüderschaften der Klöster aller Orden, vorauf die Minoriten, den Weihbischof an der Spitze, durchzogen in solenner Prozession die Hauptstraßen — alle Häuser der Stadt waren festlich geschmückt mit bunten Teppichen, Blumen, grellbunten Fähnchen und Goldflittern. — Weihrauchduft wallte, Böller krachten, Musikchöre fiedelten und bliesen aus Leibeskräften, und das Volk jubelte nnd schrie wie besessen: „eh viva!“ —

Vor dem Haupteingange der Kirche spazierte ein junger Cavalier von feinem Aussehn auf und ab; er schien nur wenig die ihn umwogende Menge zu beachten und seine Gedanken auf ganz andere Dinge gerichtet zu haben, denn von Zeit zu Zeit schaute er mit sehnsüchtigen Blicken — nicht nach der Kirche — sondern nach den Fenstern des gegenüberliegenden Palastes, von dessen Dache bis zu dem der Kirche mehrere derbe Seile gespannt waren, welche er —

als er sie gewahrte — nicht ohne Verwunderung betrachtete, indem er nicht recht begriff, wozu sie dienen sollten.

Da donnerten die Böller zu beiden Seiten des Triumphbogens vor dem Portal der Kirche, zum Zeichen, daß die Prozession sich nahe.

Und wie sie nahte, wurden die Stricke straffer angezogen, und ein großer hölzerner Engel mit goldenen Flügeln, das Haupt geziert mit einer schöngelockten schneeweißen Perücke, schwebte schwerfällig von dem Kirchendach nach dem Dache des Palastes. Der Engel hielt einen gewaltigen Korb vor sich, auf der Mitte seiner luftigen Bahn angelangt, drehte er sich blitzschnell einige Mal um sich selbst herum, und aus dem Korbe regnete es Blumen und Pergament-Täfelchen, worauf der heilige Franziskus abgebildet war. Pauken und Trompetenschall ertönte, das Volk jauchzte und balgte sich um die englische Spende, der Engel aber vollendete — wiewohl nicht ohne einige Gefahr und Mühe — seine Reise.

Die Prozession zog in die Kirche; nun öffneten sich auch die Thore des Palastes, zwei alte Herren, davon der Eine dem Ansehen nach ein hoher Geist-

licher, traten heraus; in ihrer Mitte ging ein wunderholdes Frauenbild in köstliche Gewänder gekleidet.

Alsbald nahte sich ihnen der junge Cavalier mit zierlichen Complimenten und anmuthigen Redensarten sie begrüßend. Die beiden alten Herren nickten huldvoll ernst, die junge Dame lächelte anmuthig — alle vier verfügten sich darauf ebenfalls in die Kirche.

Wie Boten des Lichts wirbelten und kreis'ten die jubelnden Töne:

„Hallelujah!
Himmel, freue dich!
Erde, sei fröhlich!
Meer, erbrause zum Lobe des Herrn!
Hallelujah!“ —

Ein Zugwind lüftete den seidenen Vorhang des Chores, wo die Musiker sich befanden, — ein lauter Schrei tönte durch das Gewölbe der Kirche. Die andächtige Menge blickte nach der Stelle, woher der Schrei gekommen und gewahrte eine wunderschöne reichgekleidete junge Dame, welche ohnmächtig vor ihrem Betschemel niedergesunken war, zwei alte Herren hatten die Sinkende in ihren Armen aufgefan-

gen, ein junger reichgekleideter Cavalier bot ihr ein Riechfläschchen. Zum Glück endete eben die Feierlichkeit, die junge Dame wurde in einer Sänfte davon getragen, und die Menge verlief sich.

„Wohlan," sprach der edle Georgio Cornaro, Bischof von Padua, zu dem würdigen Pater Guardian des Minoriten-Klosters von Assisi — „wohlan, da Ihr meinem Bruder für die Besserung des sogenannten Bruders Agostino Euch verbürgt, so lasset ihn erscheinen, daß er unsere Verzeihung erhalte und mit ihr ein Glück, das ihm hoffentlich alle erduldeten Leiden vergessen machen wird."

Mit freudeglänzenden Blicken entfernte sich Ambrosio, und bald darauf, den Bruder Agostino an der Hand führend, trat er wieder in den Saal.—

Agostino erschrak mächtig, als er den Bischof erblickte, dieser aber rief ihm lächelnd entgegen: „Ei, mein theurer Signor Giuseppo Tartini! Ihr seid ja, wie ich vernommen, gewaltig vernünftig, friedfertig und fromm geworden, und nahe daran,

heilig gesprochen zu werden; dawider muß ich aber alles Ernstes Einspruch thun, was Ihr ganz in der Ordnung finden werdet, wenn Ihr die Gewogenheit haben wollet, Euch zu entsinnen, wie Ihr heimlich mit meiner schönen Nichte Lucretia vermählt seid.“ — „„Hochwürdigster Herr! —““ stammelte verwirrt Tartini — „Was?“ fiel der Bischof mit verstelltem Zorn ihm ins Wort — „was Herr! Ihr wollet leugnen? hoho! das soll Euch nicht gelingen, ich habe Zeugen!“ und somit öffnete er die Thüre eines Seitenzimmers, und daraus hervor traten Lucretia, der alte Comte Cornaro und — der Marchese Antonio Capretti.

„„Lucretia! mein Weib!““ rief Giuseppo und stürzte zu den Füßen der Geliebten. —

„Versöhnung!“ sprach der Bischof, „du warst keinen Augenblick meiner Aufsicht entgangen; Ambrosio berichtete mir Alles.“

Der alte Cornaro wiederholte „Versöhnung“, und legte segnend die Hände auf die Häupter der vor ihm Knieenden.

Antonio aber fügte selbstgefällig hinzu: „und auch ich verzeihe dir, Giuseppo, daß du mir mit bei-

den Füßen ins Gesicht sprangst; denn obwohl ich vier Wochen mit einer abscheulichen Nase darnieder lag, so führte der Unfall doch auch meine Versöhnung mit dem edlen Hause Cornaro herbei, und so Gott will, vermähle ich mich in der nächsten Antoniusmesse mit der Muhme deiner Gattin, der schönen Eleonore Cornaro."

Sebastian Bach

und

seine Söhne.



Friedemann.

In der Sylvesternacht des Jahres 1736 lehnte an die Mauer des königlichen Schlosses zu Dresden, fest in seinen Mantel gehüllt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, ein junger Mann, und starrte hinauf nach den glänzend erleuchteten Fenstern des gegenüberstehenden Palais. Rauschende Musik ertönte, Paukendonner und Trompetenschmettern begleiteten die an der Tafel zahlreich ausgebrachten Gesundheiten. Einige Augenblicke ward es jetzt still, als ob einer der Gäste allein rede.

Plötzlich erscholl, wie bachantischer Freudenruf, der Name „Natalie!" und, als solle der Jubel an die Sterne schlagen, brauste das Tutti des Orchesters drein.

Der Lauscher auf der Gasse fuhr empor und wollte davon eilen; doch im nämlichen Augenblicke fühlte er sich bei der Hand ergriffen. Er wandte

sich und erblickte den königlichen Kammerpagen, Herrn von Scherbitz.

„Bon soir, mon ami!“ sprach der Page, indem er die ergriffene Hand treuherzig drückte. — „Es ist mir lieb, daß ich Euch treffe! Ich habe Euch fast den ganzen Abend gesucht, nur, Euch hier zu finden, ließ ich mir nicht träumen. Diable! was treibt Ihr hier?“

„Philosophie,“ versetzte halb lachend, halb seufzend der Lauscher.

„Mon Dieu!“ rief der Page, „dazu ist hier, der Wohnung des Herrn Premier-Ministers gegenüber, wohl die beste Veranlassung, aber wahrhaftig nicht der beste Ort. Zudem ist es eine penetrante Kälte! Ihr werdet die Güte haben, mon ami, mit mir in Seconda's Keller zu kommen. Ah! diable! der braut einen göttlichen Glühpunsch, und angenehme Gesellschaft wird nicht fehlen. Ihr wißt, auch Damen sprechen hin und wieder dort ein.“ Somit faßte er den Freund unter dem Arm und schritt mit ihm dem damals hochberühmten Italiener-Keller an der Ecke der Schloßgasse und des Altmarkts zu.

Signor Seconda empfing die Eintretenden mit

vielen Complimenten und fragte dienstfertig, womit er das Glück und die Ehre haben könne, den Herrn Kammerpagen und den Herrn Hoforganisten heute zu bedienen. —

Der Page bestellte Glühpunsch und schritt sodann mit seinem Freunde dem eigentlichen Gastzimmer zu, wo Beide wider Vermuthen durchaus keine Gesellschaft fanden.

„Werden schon noch kommen," tröstete sich selbst der Page. „Unterdeß wollen wir es uns bequem machen und gehörig aufthauen. Parbleu! es ist doch eine deliciöse Sache um so einen Italiener-Keller, und was mich anbetrifft, so dank' ich meinem Gott, daß ich diese Nacht hier verbringen kann! Eh bien! legt ab, mon ami!"

Der Andere warf jetzt Hut und Mantel ab, und stand jetzt da, eine herrliche Jünglingsgestalt von etwa fünfundzwanzig Jahren, hoch, voll Ebenmaaß und kühner Haltung, die Züge des blassen Gesichts rein, edel, stolz; um den fein geformten Mund aber zuckte es seltsam spöttisch, wenn er sprach; das fast zu große, dunkle Auge, feurig rollend, doch oft auch wieder melancholisch-schwärmerisch blickend, besonders

wenn es halb sich senkte, daß die langen Wimpern es bedeckten.

„Ihr seid heute wieder unleidlich still, mon ami!“ fuhr der Page fort, indem er ihn neben sich zum Sitzen nöthigte: „ist Euch etwas arrivirt? Non? Nun, so bannt die Grillen und seid fröhlich, denn das Leben ist kurz, und wir leben nur einmal.“

„Sorget nicht!“ entgegnete der Freund, „die Wahrheit hab' ich als wahr anerkannt, und mein Entschluß steht fest, dieses Leben zu leben. Habt nur Nachsicht mit mir, der noch nicht von Allem sich losmachen konnte, was bis jetzt, — bis vor kurzem, ihm lieb und theuer. — Ihr wißt ja, ich bin kaum zwei Jahre hier.“

„Pah! ein Jahr reichte hin, Euren Ruhm durch Europa zu verbreiten! Wer kennt nicht den Namen Friedemann Bach? Ihr habt nur einen Nebenbuhler, den gewaltigen Sebastian, Euren Papa.“

Friedemann erröthete und versetzte beschämt: „Wie dürft' ich daran denken, mich mit meinem Vater zu vergleichen? Ist mein Name, wie Ihr sagt, berühmt, wem dank' ich's, als meinem Vater? Ohne ihn wär' ich nichts! Ihm gegenüber fühl' ich

es mit Stolz und Schmerz, wie er so groß — und wie ich so klein bin. Ach! meine Liebe zu ihm erhebt mich, seine Liebe beugt mich nieder, da ich es weiß, daß ich ihrer unwürdig bin."

„Ei, Ihr seid allzu gewissenhaft!" warf Scherbitz ein.

„Zu gewissenhaft?" wiederholte Friedemann mit grausigem Lächeln.

„Nun ja," fuhr Scherbitz fort, „anders weiß ich es nicht zu benennen. Was ist's denn weiter? Der alte Herr ist in gewissen Punkten ein wenig strenge; pourquoi? — weil er ein alter Herr ist! Ihr seid jung, feurig, habt Eure Avantüren und liberalen Ansichten, verhehlt dies dem Alten; doch wohl zu merken, nicht aus Furcht, sondern weil Ihr wißt, daß er sich darüber chagriniren würde, was doch einmal nicht zu ändern. Enfin! wo ist in diesem Allen etwas Böses?"

Friedemann hatte, den Kopf in die Hand gestützt, seinem Freunde zugehört. Tief aufseufzend bei der letzten Frage, schien er sie heftig beantworten zu wollen; doch faßte er sich und sprach, indem er mit der flachen Hand über Stirn' und Augen fuhr: „Laßt

es gut sein, Scherbitz! Ueber gewisse Dinge zu reden ist eben so thöricht, als es nutzlos ist. Genug, daß ich die Kraft, oder wenn Ihr lieber wollt, den Trotz in mit trage, das Leben zu genießen, was auch mein Herz drein redet. — Lustig! dort kommt der Punsch."

Signor Seconda trat ein, ihm folgten zwei Gehülfen, den köstlich duftenden Glühpunsch nebst Gläsern tragend. Der alte Italiener rannte geschäftig hin und her, ließ Alles zierlich auf den runden Tisch in der Mitte der Stube serviren und begrüßte die Gäste, welche jetzt nach einander sich einfanden, meist aus Offizieren und den ausgezeichnetsten Musikern und Malern der Residenz bestehend.

„Sagt' ich's nicht, mon frère?“ flüsterte Scherbitz lächelnd dem Freunde zu — „sagt' ich's nicht, die Gesellschaft würde nicht ausbleiben? — Sieh da, Monsieur Hasse!" unterbrach er sich laut, indem er sich erhob, einen eben eintretenden feinen Mann zu begrüßen.

Hasse dankte artig, setzte sich dann aber, nachdem er die Gesellschaft flüchtig gemustert, an einen weitab befindlichen Ecktisch, den Aufwärter bedeutend, die herbeigebrachten Lichter wieder mit fort zu nehmen.

Dieser gehorchte und setzte dafür eine Burgunderflasche nebst Glas auf.

„Der arme Narr,“ sprach Scherbitz wieder leise zu Friedemann „der arme Narr entläßt auch das alte Jahr mit einem O! und begrüßt das neue mit einem W! tout comme chez nous! nur aus ganz andern Gründen; denn er ist die Frömmigkeit selbst, und betrinkt er sich heut' Nacht, so geschieht es nur seiner schönen Faustina zu Ehren, die ihm par hasard seinen Ehestandshimmel, statt voller Geigen, voller Hörner gehangen hat! Doch: point de tout!“ — Er hob das Glas, mit Friedemann anzustoßen.

„Es thut mir leid um ihn“, versetzte dieser; „allein warum erträgt er es? Warum reißt er sich nicht los von dem Weibe, das seiner treuen Liebe und Achtung nicht mehr werth ist? Man sagt, aus Dankbarkeit, weil sie sich seiner annahm, als er noch ein unbekannter Jüngling war; aber diese Dankbarkeit ist Schwäche, und wird nicht nur dem Menschen verderblich sein, sondern auch dem Künstler. Deutlich spricht sich's schon in allen seinen Werken aus, was ihm fehlt: Manneskraft. In Allem, was er schreibt, ist eine Weichheit, die von einem

tiefen innern Weh zeugt; aber es ist nicht das Weh des Mannes — es ist, wo nicht ein durchaus weibisches, doch das Weh eines Knaben-Jünglings.

„Sollt' er nicht eben dieserhalb der Lieblings-Componist unserer eleganten Welt sein?

„Wohl möglich; doch bin ich gewiß, er gäbe viel darum, wenn er es dieserhalb nicht wäre."

Die Freunde wurden hier unterbrochen, da mehrere hinzugekommenen Gäste an ihrem Tische Platz nahmen. Die Gläser wurden fleißig geleert und wieder gefüllt, das Gespräch ward bald allgemeiner und erhielt mehr und mehr einen heitern Charakter.

Ein zierlicher Kammerjunker, den ein schalkischer Gardelieutenant gekirrt und ihn, eh' er's wußte, wie ihm geschah, aus der Antichambre in die lustige Gesellschaft geführt hatte, gab besonders reichlichen Stoff zum Lachen, da er, um seiner etwas allzu ungebundenen Umgebung zu imponiren, mit höchst wichtiger Miene über höchst unwichtige Hofangelegenheiten sich vernehmen ließ. Aber sein löblicher Eifer brachte eine seiner Absicht ganz entgegengesetzte Wirkung hervor; und als er gar dem losen Freunde erst auf einige Gesundheitrn Bescheid gethan, war er

rettungslos verloren. Er lachte, stritt, gab zu und plauderte von Dingen, welche nur zu denken er bei nüchternem Muthe für ein Verbrechen erklärt haben würde.

Friedemann bemerkte das Treiben mit innigem Ergötzen; der Hohn, womit er — der mit sich selbst Zerfallene, so gern das ganze Menschengeschlecht abgefertigt hätte, fand hier volle Nahrung; doch konnte er nicht unterlassen, einige Mal verstohlen nach dem Winkel zu schielen, wo Hasse, wie es schien, ohne alle Theilnahme an dem, was vorging, saß.

„Apropos, Herr Kammerjunker!" rief plötzlich Scherbitz, „wie hieß nur noch die treffliche Poesie, welche Sie vor einigen Tagen das Glück hatten, einer gefeierten Künstlerin überreichen zu dürfen?"

Der Kammerjunker blinzte selig lächelnd, spitzte das Mäulchen und sprach: „Monsieur Scherbitz, zu dienen, die Poesie lautete:

Wohl majestätisch strahlt die Sonnen auf der Erden,
Anmuthigkeit florirt in Mienen und Geberden;
Doch hat mein Herze noch nichts so charmiret, als
Faustina Hassin ach! Dein liedervoller Hals."

„Ah, c'est bien dit, sur mon honneur!" rief Scherbitz.

„Nicht wahr?" fragte der Kammerjunker selbstgefällig, „es ist aber auch von unserm besten Poeten verfaßt, und ich habe fünf Augustd'or nebst einer Tonne Stadtbier dafür gezahlt."

„Der liedervolle Hals soll leben!" rief einer der Gäste lachend. Alle stimmten jubelnd ein, und die Gläser klangen zusammen.

Da erhob sich Hasse von seinem Sitz, trat an den Tisch und sprach, höflich sich verbeugend:

„Messieurs! Ich empfehle mich Ihnen sämmtlich zu geneigtem Andenken, da ich morgen mit dem Früh'sten Dresden verlasse, um vielleicht für immer nach Italien zurückzukehren."

Alle fuhren erstaunt in die Höhe, und ein Offizier fragte: „Wie, Monsieur Hasse! Sie wollen uns verlassen? Und Ihre Gattin? —"

„Bleibt hier," fiel bitter lächelnd Hasse ihm ins Wort. Alle verstummten. Hasse aber, sich zu Friedemann wendend und ihm die Hand bietend, sprach ernst, doch milde: „Lebt wohl Bach! Bringt Eurem großen Vater meinen Gruß und sagt ihm, er könne

darauf rechnen, von dem Schüler Scarlattis dereinst noch etwas Gutes zu hören. Mit Euch selbst sei Gott und schütze Euch vor allem Uebel."

Sichtlich ergriffen entfernte er sich.

Friedemann blickte ihm bewegt nach und murmelte düster vor sich hin: „Du Armer! und dennoch möcht' ich nicht mit dir tauschen? Ach! fast glaub' ich es."

Schallendes Gelächter schreckte ihn empor: es es galt dem possierlichen Kammerjunker, der, immer weniger seiner Sinne mächtig, die geheime Chronique scandaleuse zum Besten gab, wobei er nicht verfehlte, solche Geschichten zu erzählen, in denen er als Held sich geltend machen konnte, wenn auch durchaus nicht als Held der Ehre. — Von dem Hundertsten kam er auf das Tausendste, von der Chronique scandaleuse auf das damalige Kunsttreiben, und überall war er zu Hause, überall wußte er abzusprechen, und, um seinen Verdiensten die Krone aufzusetzen, gab er sich als einen feurigen Anhänger Voltaire's zu erkennen, dessen Epoche eben damals begann.

Wer hätte solchen ungemeinen Verdiensten die gerechte Anerkennung versagen mögen? der Kammer-

junker empfing den vollsten Tribut von seinen Zuhörern: Bravoruf, Händeklatschen, ausgebrachte Toaste lohnten jedes seiner Worte, selbst da noch, als sie schon gänzlich unverständlich wurden. Endlich sank er, mehr als berauscht, in seinen Sessel zurück und entschlief sanft. Das war es eben, was seine boshaften Freunde erwartet hatten. Sie zogen ihm seine glänzende Hofkleidung aus und dafür eine andere nichts weniger als glänzende an; so schleppten ihn einige junge Wildfänge aus dem Gewölbe und übergaben ihn der eben vorbeiziehenden Patrouille als einen ihnen unbekannten Betrunkenen, um ihn auf die Hauptwache zu führen; dann kehrten sie in den Keller zurück und ergötzten sich mit den Andern an dem Gedanken, wie der arme Gemißhandelte erschrecken und verzweifeln würde, wenn er, am Neujahrsmorgen erwachend, sich auf der Hauptwache fände.

Die letzte Stunde des alten Jahres schlug mahnend in das Hohngelächter der wilden Gäste, sie achteten es nicht. Jubel füllte den schrecklichen Zwischenraum des geschiedenen und kommenden. Jubel begrüßte den ersten Stundenschlag des neuen Zeitabschnitts, mit dem Heulen des Sturmes, der draußen

rasete, sich mischend; und nicht eher endete die bacchantische Wuth, bis trüb und schaurig der Morgen aufdämmerte. — Da taumelten die Wüstlinge auseinander ihren Wohnungen zu — dumpf — gedankenlos. — Nur Friedemann Bach eilte festen Schrittes und bewußten Sinnes seiner Behausung zu. Sein jugendlich kräftiger Körper spottete der gewöhnlichen Folgen einer wilddurchschwärmten Nacht; aber jene bittere Verachtung, mit der er schon früh auf das gewöhnliche Treiben der Menschen herabblickte, hatte einen neuen Zuwachs erhalten.

Bleich, im Innersten verstört, schritt Friedemann am Neujahrsmorgen in seinem Zimmer auf und nieder, als Scherbitz eintrat.

„Gratulor zum angetretenen neuen Jahr!" rief der ewig Heitere, „Gesundheit, Frohsinn, Fortune nebst erklecklichen Segen."

„Der Segen ist hier!" seufzte Friedemann, indem er dem Freunde einen Brief reichte.

Scherbitz las den Brief und sprach nicht ohne Rührung: „Mon ami! Euer Papa ist ein lieber

charmanter alter Herr, dessen ganzes Herz voll Liebe für seinen Friedemann ist, das spricht aus jeder Zeile dieses Briefes: Gott schenk' ihm noch ein langes fröhliches Leben! Euch aber möcht' ich zum tausendsten Male bitten, daß Ihr bedenken wolltet, wie allen Anforderungen eines solchen Kern- und Ehrenmannes aus der guten alten Zeit in Wahrheit zu genügen, gradezu unmöglich ist. Glaubet mir, mon ami! die Zeit wird kommen, wo man auch uns, die wir's doch, Gott weiß, wie toll treiben, als Perückenstöcke bezeichnet, welche ängstlich mit ihrem bischen Gewissen sich herumstritten. Das Rad der Zeit rollt einmal immer vorwärts, die Hand des kleinen Menschen vermag es nicht aufzuhalten in seinem Lauf; es ist genug, wenn wir uns fest bewähren, daß es uns nicht zu Boden wirft und über uns hinweggeht."

„Und können wir das?" —

„Mon ami! Steh' ich nicht, trotz dem, daß ich mit vierzig Jahren noch Page bin? Und seht, ich weiß, ich werd' es bleiben, so lange ich meinem Herrn treu diene und nicht eine Creatur des allgewaltigen Ministers werde! Ha! ich hätte vielleicht diesem

Minister gegenüber treten können, und dieses Land hätte mich gesegnet, erhoben! – und ich bin Page, nicht einmal Hauptmann, mit vierzig Jahren! – bin zum Mährchen der Residenz geworden! und ich stehe fest."

„Und Euer Trost?"

„Daß es von jeher in der Welt so verrückt herging — daß ich nicht der Erste bin, dessen Leben ein verfehltes zu nennen, daß ich nicht der Letzte sein werde, und endlich der Trotz, ein Leben durchzuleben, das tausend Andere verzweifelnd enden würden, und schließlich endlich die Neugier, zu sehen, wo denn noch am Ende Alles hinaus will. — Seid nicht böse, mon ami! Es ist wirklich etwas von Heroismus in mir! — Wäre ich Künstler, wie Ihr, da hätt' ich einen edlern Halt, als den Trotz und die Neugier. Genug von meiner Wenigkeit; aber laßt mich Euch fragen! Habt Ihr schon den Heros Händel vergessen, welchen Ihr vor drei Jahren hier im Namen Eures Papa begrüßtet?" —

„Wie könnt' ich je den herrlichen Mann vergessen?"

„Seht, da wollte ich Euch haben, mon ami.

Ihr selber sagtet mir, Händel stehe als Künstler Eurem Vater nicht nach; ja, seine Phantasie sei gewaltiger, seine Kraft freier entwickelt, er schwinge sich auf, ein gewaltiger Aar zum ewigen Sonnenlicht; während Euer Vater, ein königlicher Schwan, über die blaue Meeresfluth dahinschiffe und von den Wundern der Tiefe singe. — Nun, daß der Monsieur Händel auch als Mensch ein Ehrenmann und ein Mann comme il faut ist, wissen wir Alle; — dennoch, wie verschieden ist er von Euerm Vater! — Wornach dieser im beschränkten Kreise mit ernstem, ruhigem Sinn strebt, was er in stiller Geschäftigkeit erwirbt, das erringt sich Jener im wildbewegten Leben, im kühnen Siegeslauf unter tausend Kämpfen. Aber Euer Alter achtet und liebt ihn und tadelt ihn nicht um der Bahn willen, auf der er zum Ziele gelangt; es ist auch die Eure, und sie ist nichts weniger als böse. Also, en avant, mon ami!“

„Ihr vergeßt,“ sprach Friedemann düster, „Ihr vergeßt schon wieder, daß Händel, trotz seines wildbewegten Lebens, nie sich selbst verlor, und wie sein Glaube der Art ist, daß er ihn frei auch meinem strenggläubigen Vater bekennen dürfte.“

„Keineswegs, mon ami! vergesse ich das; allein, wenn Händel statt 1687, 1710 geboren wäre, dürfte er auch etwas liberaler über manche Dinge denken, als dies dermalen der Fall ist, wenn er es überhaupt der Mühe werth hielte, viel Zeit auf Glaubensangelegenheiten zu verwenden. Er ist ein gewaltiger Musiker, läßt leben und lebt, und — glaubt mir's, — hat auch, als er so alt war, wie Ihr, wohl manche Suite mitgemacht: Faustina Hasse wüßte vielleicht artige Historchen davon zu erzählen, wenn sie nicht so gar viel auf äußern Anstand hielte."

„Er heuchelte nie seinem Vater."

„Weil es sich wegen des alten Düpe keiner Lüge verlohnte. O mon ami, ich bitte Euch, geht nicht darauf aus, einen vierzigjährigen Pagen hinter's Licht führen zu wollen. — Ernsthaft jetzt und ehrlich: Eure Reue und Eure — pour ainsi dire — Liederlichkeit, haben einen bei weitem tiefern Grund, als den, welchen Ihr bisher mir anzugeben für gut fandet. Ich sag' es Euch auf den Kopf zu: es ist ein ganz anderes Geheimniß, dessen Entdeckung Ihr mehr fürchtet, als die Entlarvung Eurer kleinen Tartüfferie."

Friedemann erröthete und fragte finster: „Was meint Ihr damit, Herr von Scherbitz?"

„Ha!" versetzte lachend der Page, „Ihr braucht deshalb nicht so finster zu blicken, weil ich die Wahrheit errieth; non, non, mon cher ami; aber liegt Euch wirklich daran, Euer Geheimniß zu bewahren, so müßt Ihr Eure Augen besser bewachen, wenn der Name Natalia genannt wird. Parbleu! Es hätte Eurer gestrigen Verzückung dem Palais des Ministers gegenüber nicht erst bedurft, um mir die Gewißheit zu verschaffen, daß Ihr der kleinen Comtesse zu tief in ihre dunkeln Augen gesehen."

Die Röthe war von Friedemanns Wangen geblichen und hatte einer Todtenbläſſe Platz gemacht. Sich gewaltsam emporraffend, sprach er halblaut: „Gut — Ihr habt mich durchschaut; — doch Ihr werdet schweigen, Ihr werdet's? —"

O mon Dieu! sagte ich Euch nicht, mein Engel, daß es nur eine Warnung sein sollte, Euch vor Andern in Acht zu nehmen? Ich schweige, das versteht sich von selbst, und damit: point de tout. Lebt wohl! Ich werde jetzt auf die Hauptwache gehen, um ein Zeuge des seligen Erwachens unseres edlen

Kammerjunkers zu sein. Ihr geht in Eure Kirche, erbaut die Gläubigen mit Eurem Orgelspiel und kommt dann zu Seconda, wo sich der Kammerjunker mit einem splendiden Frühstück auslösen soll. Courage, mon ami! und nicht zu viel Mathematik getrieben. Der Teufel hole den alten Walch, Er hat Euch melancholisch damit gemacht. —"

Somit entfernte sich der Page, und Friedemann, nachdem er sich angekleidet, verließ ebenfalls seine Wohnung, um sich nach der Sophienkirche zu begeben.

Der Gottesdienst war zu Ende, die letzten Töne der Orgel verbebten, leiser und leiser zogen sie dahin durch das Gewölbe der Kirche, wie Seufzer eines betenden Engels. Endlich ward Alles still, und die Andächtigen verließen die heilige Stätte. Auch Friedemann erhob sich, verschloß die Claviatur und stieg vom Chor herab, ob auch nicht heiterer, doch ruhiger, als am frühen Morgen. Eben wollte er in die Vorhalle treten, welche zum Hauptthor der Kirche führt, als er sich von kräftigen Mannsarmen umschlungen fühlte; er blickte auf und lag mit dem

Jubelruf: „Ach, mein Vater!" an der Brust des ehrwürdigen Sebastian Bach.

„Gottes Huld und Gnade mit dir zum neuen Jahre!" sprach Sebastian, den Sohn fester an sich drückend, „und meinen besten Segen! Ei der Tausend, Friedemann! Du hast mir gleich eine reine Herzensfreude gemacht, noch eh' wir uns sahen! Wahrhaftig, du hast brav, du hast g r o ß gespielt. Ei Junge, du weißt's: tüchtige Schüler für unsere hochheilige Kunst zu bilden, war immer mein Stolz, und der liebe Gott wird mir's nicht für Hochmuth anrechnen, und du wirst's auch nicht hochmüthig aufnehmen, wenn ich dir's sage, wie du mir von jeher mein liebster Schüler warst, so bist du auch mein bester geworden. — Nun führt mich in Euer Logement, Herr Hoforganist, der Philipp ist schon dort und packt aus; denn acht Tage denk' ich mir's bei meinem Friedemann wohl sein zu lassen. Wir haben uns ohnehin so lange nicht gesehen, und obgleich du mir auch gar hübsche Briefe schriebst — so ist es doch immer ein Anderes, wenn Vater und Sohn, Aug' in Aug', Hand in Hand mitsammen reden."

Somit faßte er traulich Friedemanns Arm und

schritt lustig schwatzend mit ihm seiner Wohnung zu.

Dort angelangt, gab es neue Freude, denn Philipp Emanuel, Sebastians jüngerer Sohn, war in den drei Jahren, welche seit Friedemanns Abgang von Leipzig verflossen, zum stattlichen Jüngling herangewachsen und hatte, was der Vater ihm bezeugte, sich ebenfalls als tüchtigen Schüler bewährt. Es war ein durchaus heiterer, lebensfroher Jüngling, „ein bischen leicht und subtil auf der Orgel," wie der Vater lächelnd bemerkte, „und offenbar mehr auf dem Clavier zu Hause; aber ein treues gottgefälliges Herz sonder Hehl."

Friedemann unterdrückte einen Seufzer, welcher ihm bei der letzten Bemerkung des Vaters entschlüpfen wollte, und hieß den Bruder mit Herzlichkeit willkommen. Ein reichgekleideter Laquai unterbrach das Gespräch, indem er Friedemann ein Billet überreichte und zugleich sagte, daß er angewiesen sei, auf Antwort zu warten. Friedemann nahm erröthend das Billet, erbrach es, las es flüchtig und sprach dann kurz: „Ich werde mich zur bestimmten Stunde einfinden." Der Bediente entfernte sich.

„Ei!“ rief Sebastian lächelnd, „wie es scheint, Philipp, verkehrt unser Herr Hoforganist mit gar vornehmen Leuten.“

„Es war die Livree des Herrn Premier-Ministers,“ bemerkte Philipp.

Sebastian stutzte und fragte verwundert, „Ei, wie Friedemann? ist's so? Ein Laquai Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Brühl kommt zu dir?“

„Für diesmal,“ versetzte Friedemann mit erzwungenem Lächeln, „sendet ihn nur die Nichte Sr. Excellenz, die Comtesse Natalia.“

„Ei! kennt dich denn die junge Excellenz?“

„Sie ist meine Schülerin, dies Billet bescheidet mich auf diesen Nachmittag zu ihr, um ein Conzert anzuordnen, welches sie am Namenstage ihrer Tante zu veranstalten wünscht.“

„Ei!“ wie kommst denn du zu der Ehre?“ Ich meinte, so etwas sei die Sache des Hertn Hasse?“

„Lieber Vater, als Lehrer der jungen Comtesse kann ich solche Aufträge nicht wohl ablehnen, sie gelten hier sogar für ehrenvolle Auszeichnung; was übrigens Herrn Hasse betrifft, so ist er heute in

aller Frühe abgereis't, und wir dürften sobald keine neuen Liederchen von ihm zu hören bekommen."

„Hasse abgereist?" fragte Sebastian erstaunt — „der beliebte Hasse? Ei, wie ging das zu? Erzähle Friedemann."

„Es ist eine lange Geschichte," entgegnete der Gefragte mit einem verlegenen Seitenblick auf den lauschenden Bruder.

„Du magst, bis es Essenszeit ist, herumlaufen und dir die Stadt besehen, Philipp!" sprach der Vater, der den Blick verstanden hatte. Philipp verbeugte sich gehorsam gegen ihn, reichte dem Bruder die Hand und entfernte sich.

„Nun, mein Sohn?" fuhr Sebastian fort, „wir sind allein, was ist's mit dem Herrn Hasse?"

Und Friedemann erzählte von Hassens Abschied, seiner Reise nach Italien und der allgemein bekannten Veranlassung, weshalb sie so schnell betrieben worden. Der alte Bach hatte aufmerksam zugehört; als der Sohn geendet, sprach er vertraulich: „das durfte der Philipp freilich nicht hören, und es ist schon recht, daß du mich daran erinnertest, ihn fortzuschicken. Hm! ja freilich, am Hofe ist wohl nicht

immer Alles so schlicht und recht, wie es sein sollte; in unserm Leipzig, kann ich dir sagen, wird hin und wieder Manches darüber gesprochen. — Ei, man muß nicht auf Alles hören; unser allergnädigster Churfürst und König meint's gewiß gut mit seinen Unterthanen, und wer ein treuer Unterthan ist, erkennt das und redet nicht über Dinge, die Der zu verantworten hat, der sie begeht. Ei, wir wollen auch nicht weiter davon reden, und du magst diesen Nachmittag zu der gnädigen Herrschaft gehen, und wirst schon wissen, wie du dich zu benehmen hast; dafür, denk' ich, hab' ich gesorgt." Friedemann reichte dem Vater die Hand und sah ihn liebevoll an.

„Nun aber, Herr Hoforganist!" fuhr Sebastian fort, „nun aber sage mir, was du in der letzten Zeit gearbeitet hast? Du hast mir seit Jahr und Tag nur Weniges gesandt; ich hoffe nicht, daß du feierst —"

„Gewiß nicht, Vater! Ich arbeite viel, doch nur Weniges genügt mir, und was mir nicht genügt, vernicht' ich lieber, als daß ich es der Welt mittheile. In der Kunst soll man entweder das Höchste, oder lieber gar nichts leisten."

„Ei nicht doch!“ fiel Sebastian dem Sohne eifrig ins Wort, „das wäre ja eine harte Bedingung für Viele, für die Mehrzahl derer, die es treu und redlich mit der Kunst meinen, die in ihr oft das einzige Glück ihres Lebens finden, den Trost für Alles, was ihnen sonst die Erde versagt. Der Auserwählten sind nur Wenige, der Berufenen sind Viele! Und glaube mir, Friedemann, der, der sie berief, wird sie nicht geringer achten, um der Auserwählten willen, wenn sie nur als treue Arbeiter sich bewähren. Die Kunst ist gleich der Liebe. Die Liebe tragen und hegen wir Alle im Herzen, und ob ein Königsmantel oder ein Bettlerkittel das Herz deckt, die Liebe, so drinnen wohnt, entstammt einer Heimath — dem Himmel. Sollte nur das Höchste in der Kunst gelten, wie stünd' es da um uns und unseresgleichen? Ich kann nur wenig für die Kunst thun, aber mein Wille ist redlich, und die Kunst gab mir unendlich viel. Ei, bin ich auch sonst, was die irdischen Güter betrifft, mehr dem armen Manne im Evangelium, denn irgend einem reichen Manne zu vergleichen; dennoch tauscht' ich mit keinem König! Ich freue mich in Demuth dessen, was mir

gelingt, wie viel oder wie wenig es immer ist, und denk' im Uebrigen: wie Gott will."

„O, daß Alle die Kunst so wie Sie, lieber Vater, erkannt hätten, daß Alle sie so zu üben sich bestrebten!"

„Ei, du wirst's, Friedemann!" sprach Sebastian freundlich: „in deinen Fughetten hab' ich manch Treffliches gefunden. Nimm's nur nicht allzu streng und glaube nur, was so recht aus freiem, frohem Herzen herausklingt, ist immer das Rechte und Wahre."

„Das ist es!" murmelte düster Friedemann vor sich hin. Sebastian schwatzte kosend weiter: „Da es übrigens der liebe Gott eben fügt, daß wir uns am Neujahrsmorgen wiedersehen, so erlaubt mir, Herr Hoforganist, Euch zu fragen, wie es sonst mit Euch steht. — He Friedemann! willst du dir nicht bald ein Weiblein suchen unter den Töchtern des Landes? Potz tausend! der Herr Hoforganist würde nicht lange zu suchen brauchen, um ein hübsches braves Mädel zu finden. — Gott segne mir das liebe Sachsenland! — Nun sprich, Junge!"

„Lieber Vater, damit hat es noch Zeit."

„Pah! Pah! was Zeit! Ich war nicht viel älter, wie du, als ich deine selige Mutter nahm und, meiner Treu! ich hätte sie noch früher genommen, wenn ich damals schon meinen Posten gehabt hätte. — Also frisch, Friedemann! Jung gefreit hat Niemand gereu't.“ —

„Es ist ein ernster Schritt, Vater!“

„Nun freilich ist er das, und ich bin gewiß, daß du ihn nicht leichtsinnig thun wirst; aber ich bitte dich, lieber Junge, thu' ihn bald. Ei! wie wollt ich mich freuen, wenn du mich zum Großvater machtest, und wärs ein Junge, müßt' er nach mir genannt werden, und ich lehrt' ihn die ersten Noten lesen. — Ei ja, es ist wahr: der Eh'stand ist kein Kinderspiel, und ich kann dir's sagen, Friedemann, ich hab' oft sorgen und mich wacker placken müssen, um für euch Buben und Mädel immer das liebe tägliche Brot zu gewinnen. — Nun, hat mir's der gute Gott denn nicht auch gesegnet? Hab' ich euch nicht alle glücklich groß gezogen, euch zu braven Menschen, und euch Buben zumal zu tüchtigen Musikern erzogen? Es ist doch eigen, Friedemann, daß von unserm Aeltervater an alle Söhne der Familie Bach Lieb' und Geschick

zur Kunst hatten. — Friedemann, thu' mir die Liebe und nimm dir bald ein Weib; wenn dann deine Jungen auch Geschick und Lust zur Musik zeigten — ha! was wär' mir das für eine Freude! Sieh, als ich meine letzte Fuge niederschrieb, da dacht' ich so recht an meine Söhne und vor allen an dich und pries mich glücklich! — Ich hab' auch oft schon gedacht, ich möchte wohl etwas schreiben, wie die alten Meister, was so nach hundert und mehr Jahren noch die Menschen erfreuen und erbauen könnte, daß sie wohl gar meiner noch mit Liebe gedächten. Gott verzeih' mir's, wenn etwas von weltlichen Hochmuth in diesem Gedanken war, mein Herz wußte, als ich ihn dachte, nichts von Eitelkeit und derlei — nun ich denk' auch nicht mehr so sehr daran; aber das ist mir oft eingefallen, und ich werd' es denken, so lange ich lebe: wie es doch gar zu hübsch sein müßte, wenn einmal alle Bach's im himmlischen Freudenreich versammelt würden und dort zur Ehre Gottes, von welchem Alles kam und kommt, musicirten in alle Ewigkeit, Friedemann! ein „Hallelujah" erdacht, ausströmend im Anschauen des Unerschaffenen, der da war und ist und sein wird, —

Friedemann! Kind meines Herzens! daß du mir dort nicht fehlst!"

„Vater!" rief der Jüngling und sank vernichtet zu Sebastians Füßen.

Der Vater, unbekannt mit dem Schmerz, der im Innern des Sohnes wüthete, hielt den Ausbruch desselben für den Ausdruck kindlicher Verehrung und Rührung. Beide Hände segnend auf des Knieenden Haupt legend, sprach er andächtig: „Gottes Friede mit dir, mein Friedemann, hier und dort! Amen."

Friedemann erhob sich, bleich, lächelnd. Er küßte dem Vater die Hand und verließ langsam das Zimmer; aber so wie die Thüre hinter ihm sich schloß, stürmte er über den Vorsaal, die Treppe hinab, durch die Straßen in's Freie, dort warf er sich auf den eisbedeckten Erdboden, verhüllte das fieberisch glühende Gesicht und verfluchte zähneknirschend sein elendes Dasein.

Mit gewaltsam errungener Fassung kehrte Friedemann nach Verlauf einiger Stunden zu seinem Vater zurück und begrüßte ihn anscheinend heiter. Der alte

Bach war seelenvergnügt und schwatzte bei Tische viel mit Philipp, der ihm Bericht erstatten mußte von allen Herrlichkeiten, so jetzt in der Residenz sich vorfänden: denn der Glanz Dresdens hatte unter der Verwaltung des prachtliebenden und verschwenderischen Grafen von Brühl damals den höchsten Gipfel erreicht, und keine Hofhaltung, selbst die zu Wien nicht, konnte sich in dieser Hinsicht der Polnisch-Sächsischen an die Seite stellen.

Nach Tische erinnerte der Vater selbst seinen Liebling, sich anzukleiden, um zu rechter Zeit im Palais des Ministers erscheinen zu können, und Friedemann säumte nicht, der Aufforderung Folge zu leisten.

Mit hochklopfendem Herzen und einer Empfindung, worin Lust und Verzweiflung sich einten, erreichte er den Palast des Ministers. Als er über den Vorsaal schritt, öffnete sich plötzlich eine Flügelthür, ein äußerst zierlich und reichgekleideter kleiner Mann mit angenehmen Gesichtszügen, sanften, hellblauen Augen, einem blitzenden Stern auf der Brust, trat in den Saal, es war der allesvermögende Minister selbst. Als er Friedemann erblickte, der

schnell stehen blieb und sich ehrfurchtsvoll verbeugte, kam er leichten Schrittes auf ihn zu und rief mit sanftem freundlichem Ton:

„Ah! bon jour, Monsieur Bach! Viel Glück zum neuen Jahr! — Meine Nieçe hat Sie herbeschieden? Es freut mich, daß Sie so prompt kommen! ich sehe daraus mit Vergnügen, daß Sie an mein Haus attachirt sind, und ich werde es dankbar höchsten Orts zu rühmen wissen; so wie sich nur Gelegenheit findet, denk' ich Ihnen mein Wohlwollen durch Thaten zu beweisen. — Nun, gehen Sie zur Comtesse! Nochmals viel Glück im neuen Jahre." Er nickte dem Jüngling wohlwollend, lächelnd zu und hüpfte mehr, als er ging, durch die Hauptthüre die Treppen hinab in seinen Wagen, welcher gleich darauf davon jagte.

Friedemann blickte ihm düster nach und murmelte vor sich hin: „Sollt' er mein Geheimniß errathen haben? — Weh' mir dann! die Freundlichkeit dieses Mannes war von jeher verderbenbringend! — Nun, es komme, was da wolle!" schloß er glühend, „was könnte mich noch elender machen, als ich es schon bin? Vorwärts, Verworfener!" — Er schritt über

den Saal durch mehrere Gänge nach dem Flügel, wo die Zimmer der Comtesse Natalia sich befanden.

„Nur herein!“ rief die Kammerfrau, welche im letzten Vorzimmer seiner geharrt hatte, und öffnete ohne vorherige Meldung die Thüre des Cabinets, worin Natalia, reizend gekleidet, auf einem Divan ruhte. Friedemann trat ein.

Natalia erhob sich rasch und trat dicht vor den Jüngling hin, ihn fest anblickend. Sie war nicht groß, aber voll Ebenmaß und fast üppig gebaut, der Kopf kein Ideal des schönsten, aber höchst geistvoll; eine etwas gebogene Nase, so wie die scharf und schön gezogenen dunkeln Augenbraunen gaben der Physiognomie etwas Kühnes, Sieghaftes, während der feine zartrothe Mund und die von langen Wimpern beschatteten Augen mehr den Charakter des Sanften, Zärtlichen zeigten. Das reiche, fast schwarze Haupthaar umgaukelte ungepudert in vollen Locken das reizende Oval des etwas blassen, aber durchaus blühenden Gesichts des kaum zwanzigjährigen Mädchens.

Einige Augenblicke weilte sie in der beschriebenen Stellung vor Friedemann, der glühend mit nieder=

geschlagenen Augen vor ihr stand; dann die kleine weiße Hand leicht auf seine Schulter legend, fragte sie mit schmeichelnder Stimme: „Sagen Sie mir doch, Bach, was hatten Sie gestern Abend noch so spät unserem Hause gegenüber zu schaffen?“ —

Friedemann erhob einen Augenblick das dunkelflammende Auge, senkte es aber sogleich wieder. Natalia fuhr schmeichelnder fort: „Ich sah sie wohl, als ich einen Augenblick auf den Balkon trat, um frische Luft zu schöpfen und erkannte Sie sogleich. Sie standen an die Schloßmauer gelehnt, und es schien, als harrten Sie auf irgend wen; nun, so reden Sie doch, Bach?“

Der Jüngling bekämpfte die widerstreitenden Empfindungen in seinem Innern und sprach nach einer Weile ernst und fremd: „Sie ließen mich rufen, gnädigste Gräfin, um wegen der Anordnung eines Conzerts Ihre Befehle mir zu ertheilen.“

Natalia wandte ihm rasch den Rücken und rief mit Zorn und Schmerz: „Recht so, trotziger Mensch! das ist die Art, diesem allzuschwachen Mädchenherzen für sein Vertrauen, für seine Hingebung zu danken! O über Euch Männer!“ —

Da rötheten sich Friedemanns bleiche Wangen, und mit gedämpfter Stimme, die aber durch den Ausdruck der heftigsten Erregung und des tiefsten Schmerzes etwas furchtbar Ergreifendes erhielt, entgegnete er:

„Was soll, was kann ich dir sagen, Unselige! Sieh mich an und genieße deines Triumphs. Du hast mich elend gemacht, aber ich beschwöre dich, habe Mitleid, gönne mir den einzigen Trost, daß auf mir allein aller Jammer, aller Fluch des erzürnten Himmels laste!“ —

„Friedemann!“ rief das Mädchen erschüttert und wandte sich mit Thränen im Auge wieder zu ihm — „Schone mich! mäßige diese Ausbrüche einer allzu großen Heftigkeit!“

„Ich will nicht!“ rief der Jüngling mit Grimm. „Ich wollte dich schonen; du selbst hast wieder mit heillosem Spiel alle Wunden dieses Herzens aufgerissen! Sieh es jetzt, wie es verblutet und — o Fluch des Himmels! — doch nicht sterben kann! — dich will ich jetzt nicht schonen! — Du bist das einzige lebende Wesen, dem ich mich ganz so zeigen darf, wie ich bin, ich hab' mir das Recht

erkauft mit meiner Seligkeit dort wie hier, und dieses einzige, letzte Recht soll kein Gott, kein Teufel mir entreißen! Ich gab dir Alles! Wahrheit für Lüge, reine, ewige Liebe für freches, leichtfertiges Spiel!" —

„Ich spielte nicht mit dir!" betheuerte Natalia und blickte ihn innig an, „glaube mir, ich meinte es gut." —

„Mit mir? — Liebtest du mich?"

„Frage mich nicht."

„Antwort will ich, liebtest du mich?"

„Was könnt' es dir helfen, wenn ich dir sagte, daß ich dich liebte? Sind wir dennoch nicht für ewig getrennt?"

„Nein! beim großen Gott nein! Wenn du mich liebst, so trennt uns nichts auf Erden: um deiner Liebe willen, hör' es, würd' ich selbst das Herz meines Vaters nicht schonen, und gält' es sein Leben! Aber wissen muß ich, ob du mich liebtest, ob du mich noch liebst? Und war und ist das nicht, dann will ich dich fragen: Weib! warum locktest du den freien, nur seiner Kunst lebenden Jüngling mit

aufmunternden Blicken und schmeichelnden Worten an dich? Warum gabst du mir —"

„Halt ein, Unglücklicher!"

„Warum?" wiederholte Friedemann schmerzlich leidenschaftlich.

„Ich ehrte deinen Muth, deinen Geist, ich erkannte dein Herz."

„Und liebtest mich nicht?"

„Du wirst mich wahnsinnig machen mit dieser Frage." —

„Und liebtest mich nicht?"

„Ich konnte dich nicht leiden sehen — wollte dir Beruhigung, Ueberzeugung geben —"

„Alles, was du ohne Liebe gabst, veracht' ich! Liebst du mich aber, — wie ist dir's möglich, dich als das Weib eines Andern zu denken?"

„Ach! mein Stand, — der Wille meines Oheims."

„Und mein Lebensglück, meine Ruhe gelten dir nichts?"

„Warum bist du nicht ruhig, nicht glücklich, da du es weißt, daß meine Liebe dir bleibt, daß ich nie einen Andern lieben werde!"

„Verdammt!" rief Friedemann erglühend und

stampfte heftig mit dem Fuße, „Lügner, Heuchler, Feigling! Und das Alles um einer Koquette willen?“

„Deine Leidenschaft läßt dich ungerecht und schwach werden!“ sprach mit Unmuth Natalia. „Ich bin weder koquett noch schlecht; aber ist dir die Geschichte meiner Erziehung so fremd? Meine Eltern starben früh, sie waren arm, aber sie entstammten aus einer der ältesten Familien des Landes; genug für meinen adelstolzen Oheim, dessen Adel noch jung, mich von aller Pracht umgeben, die dem Gewaltigen zu Gebote steht, als seine Nichte erziehen zu lassen. Daß ich früh das Nichtige dieser Herrlichkeit erkennen lernte, ich will mich dessen nicht rühmen; aber daß ich der Verführung nicht unterlag, die in Pracht und Ueppigkeit unter tausend lockenden Gestalten mir nahte — das ist Etwas! das ist viel, dessen darf ich mich rühmen und darf stolz darauf sein; denn keine liebende sorgende, Mutter lehrte mich die Tugend kennen und üben. — So wuchs ich zur Jungfrau heran und hatte bisher nur Marionetten, feile Knechte, grinsende Affen, keinen Mann gesehen. — Da sah ich dich — ich

liebte dich! — Soll ich meine allzugroße Liebe gegen dich entschuldigen?"

„Ach Natalia! Himmel und Hölle kämpfen in meiner Brust. — Du liebst mich und verschmähst es, mein treues, ehrliches Weib zu sein! Du liebst mich, und willst einer Creatur deines Oheims dich vermählen! — ohne Liebe, — mit Widerwillen wohl gar! — Muß ich, soll ich denn ewig irre an dir sein?" —

„Warum bist du es? Nicht Berechnung treibt mich zu diesem Schritt — Pflichtgefühl."

„Pflichtgefühl?! —"

„So ist es. Ich fühle es: als dein Weib könnt' ich dich nie beglücken, würd' ich selbst nie glücklich sein! Du bist ein großer Künstler, kannst noch viel werden; aber über einen gewissen Kreis hinaus kannst du dich nicht erheben — und ich? Meinst du, es würde dem fürstlich erzogenen Mädchen so leicht werden, die Pflichten einer stillen bürgerlichen Hausfrau zu erfüllen? — Und dann, gesetzt, ich wollte Alles nicht beachten; wo fänden wir eine sichere Freistätte vor der Verfolgung meines gereizten Onkels? Und fänden wir sie in irgend einer Ein-

öde — wie lange würde der hochstrebende Künstler diese schmähliche Verborgenheit ertragen?" Friedemann blickte finster zu Boden und schwieg. Natalia fuhr fort: „Wenn ich dich unzufrieden wüßte, könnt' ich glücklich sein? Wenn ich mich unglücklich fühlte, könntest du dich glücklich fühlen? — Sieh, ich will Alles für dich thun, was ein liebendes Weib in meinen Verhältnissen für den Geliebten thun kann: ich schwör' es dir, der Günstling meines Onkels soll nie die Rechte eines Gatten von mir erhalten, demüthigen soll er sich vor mir, wie ein Sclav, dir nur will ich leben! Lebe du deiner Kunst und mir! —"

„Wie ein ehrloser Dieb soll ich deine Liebe genießen?" fragte mit Grimm Friedemann.

„Unser Verhältniß wird nicht verborgen bleiben, und ich will es tragen, daß die Welt mich um deinetwillen verdammt." —

„Und verachtet? — Nein bei Gott! das soll sie nicht! Das Weib, das ich liebe, um dessentwillen ich elend wurde, Vater, Brüder, Freunde betrog — das Weib soll mir keiner verachten! Leb' wohl, Natalia! wir sehen uns nie wieder! Sei, was der dir Bestimmte nicht ist: edel, treu! Und

glaube mir, so tief ich sank, noch entwich nicht alle Kraft zum Guten aus meinem Herzen! Ich werde immer unglücklich sein, aber nicht mehr ganz elend, du sollst mich achten!“ —

„Friedemann!“ rief das Mädchen und warf sich sich weinend an seine Brust, „ich verehre, ich bewundre dich! —“

Die Kammerfrau eilte herein und verkündete nicht ohne Schreck das Nahen des Ministers.

„Fassung!“ flüsterte Natalia und riß sich aus der Umarmung des Geliebten.

Der Minister trat ein und sprach freundlich: „Ah, sieh da, Monsieur Bach noch hier? Freut mich, Sie noch einmal zu sehen. Nun, ma chère nièce!“ wandte er sich zu dem glühenden Mädchen, „wie steht's? Ist Alles in Richtigkeit von wegen des Conzerts, und wird sich's schicken?“

„Ich hoff' es, gnädigster Onkel! —“

„Soll mich freuen, meine Liebe! und meine Gemahlin wird von dieser freundlichen Aufmerksamkeit sehr enchantirt sein. Sie, lieber Monsieur Bach, werden gewiß Alles auf's Beste arrangiren, davon bin ich überzeugt. Besuchen Sie mich doch recht

oft, hören Sie, recht oft — o ich schätze Sie unendlich, Sie und Ihr Talent. —“

Der Jüngling dankte verwirrt, und entfernte sich dann.

„Ein tüchtiger Kopf und großes, großes Talent,“ rief der Minister ihm nachblickend, indem er aus der kostbaren Brillantdose eine Prise nahm. Er sprach noch Einiges zu seinem Lobe, ging dann scherzend zu gleichgültigeren Dingen über und verließ endlich ebenfalls das Gemach, nachdem er zuvor der Nichte, welche ihm die Hand küssen wollte, einen Kuß auf die weiße Stirn gedrückt hatte.

Als Friedemann aus dem Palais trat, stürzte der Page hastig um eine Ecke herum auf ihn zu und fragte: „Wohin?“

„In meine Wohnung.“ —

„Nichts da, Ihr kommt sogleich mit mir zur Faustina.“

„Seid Ihr toll?“

„Klüger denn Ihr, mein Engel! O über die Blindheit, die Falle nicht zu merken, die der schlaue Vogelsteller dem Vöglein gestellt hat.“

„Was habt Ihr? Was soll das?“

„Sacrebleu! Zur Faustina sollt Ihr mit mir, oder Ihr seid heut' Abend auf dem Wege nach dem Königstein: der Herr Minister weiß Alles."

Er riß ihn mit sich fort.

Die Abenddämmerung brach schon herein, Philipp hatte Lichter angezündet und selbige vor seinem Vater hingestellt, der, am Tische sitzend, eifrigst Friedemanns letzte Arbeiten und Studien durchlas, das, was er gelesen, dem Sohne ebenfalls zur Ansicht hinreicheud.

Nach einer Weile blickte er auf und fragte: „Nun Philipp, was meinst du zu unserm Friedemann?"

„Ach Vater!" entgegnete der Jüngling, „sei mir nicht bös! aber ich weiß nicht, wie ich, was ich fühle und denke, in Worte fassen soll. — Ich bin so bewegt — hingerissen — ich bewundere meinen Bruder — es ist mir oft, als läse ich etwas von dir — und doch ist mir Alles wieder so f r e m d, so ganz anders — eine Angst erfaßt mich — ich weiß nicht wovor — genug, ich kann nicht f r o h und h e i t e r dabei werden."

Sebastian blickte einige Augenblicke ernst und sinnend vor sich nieder; dann, den Sohn milde lächelnd anblickend, sprach er vertraulich:

„Höre Philipp, ich will dir's nur sagen, daß Manches in Friedemanns Arbeiten mir ebenfalls ganz fremd und seltsam vorkommt, und mehr noch ist dies in den Studien und Entwürfen, als in seinen ausgeführten Sachen der Fall; allein etwas Beängstigendes hat es für mich nicht, — ja, mir ist's sogar, als müsse ich mich oft recht sehr darüber freuen."

„Freuen?" wiederholte Philipp und sah den Vater zweifelnd an; dieser fuhr herzlich fort:

„Ich weiß, was du mit dieser Frage sagen willst: deinem heitern, leichten Sinn sagt das Ernste — wohl oft Düstere in Friedemanns Arbeiten nicht zu — und der liebe Gott weiß, das Düstere hat er auch nicht von mir, obwohl mir's von jeher Ernst mit der Kunst war; aber sieh, der Friedemann ist noch im Werden — Alles sagt mir, es liegt etwas Großes in dem Menschen, nur ist er noch nicht mit sich einig, wie er's geben soll. Er sucht noch das Wort, durch das er Alles, was in ihm lebt, außer sich erschaffe. Ich habe streng und

ruhig geprüft: es ist nicht Wohlgefallen des Vaters an seinem Sohn, was mich so reden läßt; — doch ich muß es zugestehen: Friedemann sucht sich eine neue Bahn, auf der er dem Ziele zueilen möchte. — Ob es ihm gelingt? Gott geb' es, und ich hoff' es, wenn ich mir so vorstelle: wie jeder starke Geist sich eigne Bahnen sucht und sie findet — wie er erringt, was seine Vorgänger zu erringen für unmöglich gehalten hätten. Ich weiß nicht, ob ich das Lob der Meisterschaft in solchem Grad verdiene, als mir's zu Theil wurde; das weiß ich aber, Philipp, und erkenn' es: wie seit ihrem Uranfange die Kunst fortschritt und warum, und daß ihr Tempel noch nicht vollendet dasteht. — Wird er das je? — Ich glaube nein, denn die Erde ist nicht die Heimath des Vollendeten; doch darum ist ja eben die Kunst auf Erden so göttlich, ewig, weil wir nach ihrem schönsten Preis ewig uns sehnen und darnach streben können mit unserer besten Kraft. —"

„Ja wohl!" rief Philipp ergriffen: „Meint auch einmal Einer, er habe etwas recht Gutes gemacht — er findet doch bald, daß er sich's noch weit schöner und herrlicher denken kann, als es ihm

mit allem Fleiß und aller Liebe zu erschaffen möglich ist.“

Das Gespräch ward hier durch ein rasches Klopfen an die Zimmerthür unterbrochen. Der alte Bach horchte auf, rief herein, die Thür öffnete sich, und zwei stattliche Männer traten ein, sich nach dem Herrn Hoforganisten Bach erkundigend.

„Ich selber erwarte meinen Sohn jeden Augenblick,“ versetzte Sebastian, und fragte sodann, ob die Herren vielleicht einen Auftrag hätten, welchen er ausrichten könne? Worauf die Herren erwiederten: sie seien gute Freunde des Herrn Hoforganisten und gedächten ihn hier zu erwarten. Damit setzten sie sich ohne Umstände, und Sebastian, der kein Arg daraus hatte, nahm ebenfalls wieder Platz und suchte ein geeignetes Gespräch einzuleiten; doch sein guter Wille und seine Mühe schienen vergebens, denn beide Herren antworteten nur abgebrochen, einsylbig und in einem Tone, der nichts weniger als aufmunternd klang, so daß bald eine etwas peinliche Pause eintrat, und sowohl Sebastian als Philipp von ganzem Herzen wünschten, daß doch Friedemann endlich kommen möchte. — Aber Friedemann kam nicht;

statt dessen wurde nach Verlauf einer Viertelstunde ohne vorhergegangenes Anklopfen die Zimmerthür rasch aufgerissen, und herein trat der Page, Herr von Scherbitz.

„Bon soir!“ rief er gleichmüthig, indem er den beiden fremden Herren, welche, als sie seiner ansichtig wurden, erschreckt von ihren Stühlen auffuhren, einen vernichtenden Blick zuwarf.

„Wen hab' ich die Ehre?“ — fragte Sebastian, etwas verwundert über das heftige Eintreten des Pagen.

„Von Scherbitz!“ lautete die Antwort, „Page im Dienste Sr. Majestät des Königs und Churfürsten, und ein Freund Ihres Sohnes Friedemann, wenn Sie nämlich der alte Herr Bach sind.“ —

„Der bin ich freilich!“ versetzte lächelnd Sebastian. „Mein Sohn muß bald kommen; diese Herren, — ebenfalls seine Freunde, erwarten ihn auch.“

„Freunde?“ wiederholte von Scherbitz, „Freunde von Friedemann? So so! —“ Er stellte sich dicht vor die beiden Herren hin, deren Verlegenheit mit jeder Secunde wuchs, und deren Blicke wie festgebannt am Boden hafteten. Eine Weile stand der Page so vor ihnen, ohne ein Wort zu reden; end-

lich unterbrach er die peinliche Pause, indem er mit kaltem Spotte sprach: „Messieurs!“ Ihr seid, trotz aller Eile, mit der Se. Excellenz Euch abzusenden für gut fanden, zu spät gekommen, und in der That hier sehr unnütz. Gehet also, Messieurs! Saget Eurem Gebieter eine Empfehlung von dem Pagen, Herrn von Scherbitz, und der Hoforganist Bach säße bei der Signora Hasse, ich selbst hätte ihn dahin geführt und Sr. Majestät pflichtschuldigst meinen Pagenstreich angezeigt, auch meine Verzeihung schon erhalten. —“

Die beiden Herren brachen rasch auf und entfernten sich, ohne ein Wort zu sagen; der Page aber warf sich lautlachend in einen Sessel.

Der alte Bach, welcher sich den ganzen Auftritt nicht zu erklären wußte, stand wie verrathen und verkauft in der Mitte des Zimmers, und sah fragend seinen Philipp an, der mit gespannten ängstlichen Blicken den Pagen beobachtete.

Endlich hörte von Scherbitz auf zu lachen, stand auf, näherte sich dem Alten und sprach ernst und mit sichtlicher Ehrfurcht: „Verzeihung, Herr Cantor, für mein seltsames Benehmen, ich werd' es Ihnen

erklären und Ihnen überhaupt Rede stehen. — Ich habe Ihnen viel mitzutheilen; doch nur Ihnen allein: es betrifft Ihren Sohn Friedemann —"

„Meinen Sohn?" — „Meinen Bruder?" riefen Sebastian und Philipp zugleich — „Wo ist er?"

„Wie ich jenen Herren sagte", entgegnete der Page „bei der Signora Faustina Hasse. —"

„Und weshalb ist er dort?"" fragte Sebastian.

„Ich darf es nur Ihnen sagen."

„Geh' auf dein Zimmer, Philipp!" sprach der Vater mild, und als der Sohn ängstlich zögerte, wiederholte er streng: „geh'! —" Mit einem besorglichen Blick entfernte sich der Jüngling.

Sebastian ließ sich, angegriffen, banger Ahnung voll, in seinen Sessel nieder und sprach: „Nun, Herr von Scherbitz, wir sind allein, was ist es mit meinem Friedemann, dessen Freund Sie sich zu nennen belieben? —"

„Ich bin es, alter Herr!" versetzte der Page mit Selbstgefühl, „und daß ich es bin, hab' ich nicht erst heute bewiesen."

„Und jene beiden Herren, welche so schnell abzogen, als Sie ihnen sagten, mein Sohn säße bei der Madame Hassin?"

„Sind keineswegs Friedemanns Freunde, tout au contraire, mon ami! und darüber wollt' ich eben mit Ihnen reden."

„Nun, so reden Sie, Herr von Scherbitz."

Scherbitz schien verlegen, wie er mit guter Manier dasjenige mittheilen sollte, was er dem alten Bach doch nicht länger verschweigen durfte. Zum ersten Mal in seinem Leben vielleicht verließ ihn, dem ehrwürdigen Manne gegenüber, jener kecke Leichtsinn, der sonst in den gefährlichsten Augenblicken ihn schnelle Fassung gewinnen ließ. Sebastian saß ihm gegenüber mit gefaltenen Händen, den reinen Blick fest und forschend auf ihn gerichtet. — Allen Muth zusammenraffend, begann er endlich:

„Ihr Sohn Friedemann, mein alter Herr, hat mir einmal selber erzählt, wie er, schon als Kind, von seinen Geschwistern sich dadurch sehr merklich unterschieden, daß er Alles, was ihn angeregt, mit einem über seine Jahre weit hinausgehenden Ernst ergriffen und für immer festzuhalten gestrebt habe."

„Ja ja! dem war so!" bestätigte Bach. „Anfangs war mir oft diese Eigenheit lieb an dem Knaben; später aber machte sie mich besorgt um ihn. —"

„Sie haben ihn etwas streng erzogen, alter Herr."

„Sehr strenge, Herr von Scherbitz, in der Furcht des Herrn, denn das ist Aelternpflicht! doch gezwungen hab' ich ihn zu nichts, denn nur, wo er überzeugt war, hielt ich mit Strenge darauf, daß er seiner Ueberzeugung folge. Wer etwas als wahr und recht erkennt und es doch nicht thut, ist entweder ein Schwächling oder ein Schurke, kein Mann."

„Ach! lieber alter Herr, kann nicht auch eine Ueberfülle von Kraft einen guten Menschen auf Abwege, dem Abgrund nahe führen?"

„Das ist möglich; aber er wird die Kraft behalten als Mann zu kämpfen, wird nicht nicht versinken in Gemeinheit und Schwanken. Er wird sich entweder wieder aufraffen und seinen Fehler sühnen, oder untergehen als Mann."

„Gott gebe das Erstere!" murmelte der Page still vor sich hin.

„Fürchten Sie das Letztere?" fragte rasch und ergriffen Sebastian.

„Nein, Herr Cantor; ich traue dem Friedemann Kraft zu, sich wieder aufzuraffen."

„Wieder aufzuraffen? — Herr! machen Sie's kurz und sagen Sie, was ist's mit meinem Sohn? –"

„Nun denn! Sie haben Ihren Sohn wie ein

Ehrenmann erzogen; aber Sie selbst, alter Herr, kennen den jetzigen Weltlauf nicht so genug, daß Sie allen Gefahren hätten vorbeugen können, die einen Jüngling bedrohen, der allein, ohne Führer und Rather, in die große Welt tritt. Ihr Sohn kannte bis dahin von der Welt nur das väterliche Haus und Ihre Thomaskirche. — Da wird er nach Dresden berufen. Man empfängt ihn als den Sohn, als den ersten Schüler des berühmten Sebastian Bach; bald findet sich's, daß er selber schon Meister seiner Kunst ist. — Bewunderung, Entgegenkommen wird ihm, wo er sich blicken läßt: die Großen ziehen ihn zu sich heran, die Niedern schmeicheln ihm als einen Günstling der Großen. Ist's da ein Wunder, wenn ihm endlich der Kopf etwas schwindelt, und er die Stellung vergißt, welche er eigentlich einnimmt? — Doch er würde sich bald wieder zurecht gefunden haben, da er den Schein gar wohl von dem Wahren zu unterscheiden weiß; aber da muß es sich malheureusement treffen, daß die junge Comtesse Brühl ihn zum Musikmeister wählt. — Mit einem Wort: Ihr Sohn liebt sie. —

„Ist der Junge rasend?" rief der Alte zornig, vom Stuhl auffahrend.

„Gemach, Papa!“ fiel der Page ihn beschwichgend ins Wort: „Kennten Sie die junge Comtesse, so würden Sie finden, daß es einem jungen Mann, wie Ihr Sohn einer ist, geradezu unmöglich sein würde, sie nicht zu lieben; besonders wenn sie es darauf anlegt, geliebt zu werden, und par dieu! sie hat es wacker darauf angelegt.“

Sebastian sank wieder in den Sessel und blickte düster vor sich hin; der Page fuhr fort:

„Und Friedemann hat männlich gekämpft wider seine Leidenschaft, aber die kleine Comtesse ließ ihn nicht, und — je nun! Menschen sind wir Alle! —“

„Armer Friedemann!“ seufzte der Alte.

„Als der erste Wahnsinn der Leidenschaft vorüber war, da dachte er an seinen Vater. Er wollte sich losreißen von der Geliebten; aber konnt' er es, durft' er es? Sie zu gewinnen, dawider waren alle Verhältnisse. — Sollte er sich Ihnen, der Nichts ahnete, entdecken? Die Ruhe Ihres Herzens, Ihres Hauses stören? — Er wollte allein alles Weh tragen — der Entschluß war edel; aber er machte ihn nur um so unglücklicher, denn er, dem Wahrheit das Höchste, ward zum Heuchler an seinem Vater.“

„Hören Sie auf, Herr von Scherbitz!“ sprach leise und traurig Sebastian.

„Ich habe nur noch wenig zu sagen, Herr Cantor: Friedemanns Gewissen marterte ihn Tag und Nacht, mehr aber noch die Furcht vor Entdeckung. Oft verzweifelte er an seiner Kraft, es noch länger tragen zu können. Um es möglich zu machen, suchte er Betäubung: sie ward ihm im Kreise junger und älterer Libertins. So fand ich ihn, ich, dessen Leben selbst ein verfehltes ist! Ich hätte ihm gern geholfen; aber ich sah es, sogleich war ihm nicht zu helfen. Sein Schmerz war zu neu, und noch zu heiß stritten die Leidenschaften in seinem Herzen; auf die Zeit hoffte ich und suchte ihn nur vor allzu wilder Gesellschaft zu bewahren. Oft gelang es mir nicht; da faßte er plötzlich selbst einen tüchtigen Entschluß — er hat sein Verhällniß mit der Comtesse abgebrochen —“

„Gelobt sei Gott!“ rief Sebastian freudig; aber der Page fuhr düster fort:

„Hören Sie erst alles, Herr Cantor: der Minister hat das Verhältniß erfahren. Er schwur Ihrem Sohne Verderben — das hab' ich verhindert; doch

daß Friedemann diesen Ort verlassen muß, konnt' ich nicht verhindern."

„Das sollen Sie auch nicht!" fiel Sebastian rasch und bestimmt ins Wort. — „Fort soll mein armer Sohn von hier; er bedarf des Trostes, und den kann er nur bei mir finden."

„Er darf also vor Ihnen erscheinen?" fragte Scherbitz.

„Welche Frage! Wo ist der Vater, der sein unglückliches Kind zurückstieße? Und wie unglücklich mein armer Friedemann sein muß, Herr, das begreife ich; denn ich kenne seine Feuerseele wie kein Andrer! Führen Sie ihn zu mir. Daß er seinen Vater immer liebte, das weiß ich; aber er soll auch lernen, mir kindlich vertrauen."

„Alter Herr!" rief von Scherbitz bewegt, indem er Sebastians Hand ergriff und sie an sein Herz preßte, „alter Herr! Hätt' ich einen solchen Vater gehabt, wie Sie einer sind — ich hätt' es mit vierzig Jahren auch weiter als bis zum Pagen gebracht. Dem Friedemann ist geholfen."

Er verließ das Zimmer. Sebastian blickte ihm trübe nach und sprach sinnend vor sich hin:

„Und weißt du denn, wie es mir ums Herz ist,

und daß auch ich die lautere Wahrheit nicht sprechen darf, wenn ich den Knaben noch retten will! — Mein schönster Traum ist zerronnen, der Traum, in meinem Erstgebornen mir einen Freund zu erwerben, lauter, wahr, wie ich ihn mein ganzes Leben lang vergebens suchte. O jetzt erkenne ich's: der treuste Freund, die reinste Freude ist die Kunst! Wo fänd' ich Trost, wenn ich sie nicht hätte? Preis und Dank dir, du ewiges Wesen, daß du sie den Kindern der Erde zur Begleiterin durch's Leben gabst!"

Er schritt durch das Zimmer in den anstoßenden dunkeln Saal, wo ein kleines aber treffliches Werk Silbermanns aufgestellt war; er öffnete die Claviatur, griff einige volle Accorde und begann dann innig und aus vollem Herzen die schöne Weise des alten Liedes von Paul Gerhard:

„Befiehl du deine Wege
Und, was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der die Himmel lenkt."

Immer kräftiger und zuversichtlicher schwellten die Töne an und zogen durch den Saal und klangen

hinab bis auf die Gasse, wo wohl mehr denn ein gekränktes Herz vorüberwallender Erdenkinder Trost und Beruhigung in ihnen fand.

In einem prachtvoll decorirten Zimmer, von einer Astrallampe magisch erhellt, ruhte auf einer schwellenden Ottomanne Faustina Hasse, das schönste Weib und die größte dramatische Sängerin nicht nur ihrer, sondern vielleicht aller Zeiten.

Sie trug ein einfaches, weißes Hauskleid von dem feinsten Stoff, eine kostbare Perlenschnur erschien fast gelb gegen die Weiße des herrlich geformten Busens, auf welchem sie sich wiegte; das königliche Antlitz war heute blässer, wie gewöhnlich, und ein wehmüthiger Zug um den Mund milderte den Stolz, welcher sonst in deu rein und scharf geschnittenen Zügen vorherrschte.

„Er sei willkommen!" sprach sie gleichgültig zur harrenden Kammerfrau, welche eben einen Besuch angemeldet hatte. Die Kammerfrau entfernte sich und gleich darauf trat der allgewaltige Minister Graf von Brühl unter höflichen, fast demüthigen Verbeugungen ein.

Faustina begrüßte ihn mit leichtem Kopfnicken und deutete, ohne übrigens ihre bequeme Stellung zu ändern, auf einen Sessel. Der Minister nahm Platz und begann lächelnd: „Nicht wahr, Signora, mein später Besuch überrascht Sie?“

„Noch kenne ich seine Veranlassung nicht.“

„O, die ist einfach! Ich bin ein guter Ehemann, wie bekannt: in vierzehn Tagen fällt der Namenstag meiner Gemahlin ein, ich werde eine Fete geben, so gut es meine Armuth verstattet; aber alle Feten der Welt würde sie an Glanz übertreffen, wenn Faustina Hasse sie mit ihrer Gegenwart beehren wollte. — Werden Signora mich vergebens bitten lassen?“

„Ich singe nicht, Herr Minister.“

„Womit verdiene ich Armer es, daß Sie meine gutgemeinte Bitte so mißdeuten?“

„Wird der Herr das Fest mit seiner Gegenwart beehren?“ —

„Er nahm die Bitte seines treusten Dieners gnädig auf und geruhte zuzusagen.“

„Gut, ich werde kommen.“

„Göttliche Faustina! Mein Dank sei unbegränzt.“ Er küßte ihr die Hand und wollte sich entfernen.

Da erhob sich Faustina rasch und rief mit blitzenden Augen: „Halt! noch ein Wort!“ Der Minister stand. — „Wo ist Friedemann Bach?“ fragte sie.

Graf Brühl zuckte kaum merklich zusammen und entgegnete sanft: „Diese Frage, Verehrteste, von Ihnen —“

„Wo ist Friedemann Bach?“ wiederholte heftig Faustina, „ich will es wissen!“

„Nun gut: wahrscheinlich auf dem Wege nach dem Königstein.“

Faustina lächelte spöttisch und fragte weiter: „Warum?“ —

„Um ihn einer härtern Strafe zu entziehen. Die ganze Kirchfahrt ist empört über das ärgerliche Leben ihres Herrn Organisten, der, wenn er am Sonntag Morgen die Gläubigen durch sein Orgelspiel erbaute, Sonntag Nachts in Secondas Keller mit andern Wüstlingen die wildesten Orgien feiert.“

„Und was wird mit den andern Wüstlingen geschehen?“ —

Graf Brühl zuckte die Achseln und versetzte kleinlaut: „Sie sind leider aus den ersten Familien.“

„Und gehen somit ungestraft aus? Schön, Herr Minister! Aber Sie irren: Bach ist nicht auf dem

Wege nach dem Königstein, er ist hier in meiner Wohnung und sah den Herrn. —"

„Wie Signora?" rief der Graf wirklich entsetzt, „was haben Sie gethan?" —

„Schweigt, ich befehl's!" *) sprach Faustina mit Hoheit. — Der Minister schwieg, und sie fuhr fort: „Der Herr weiß Alles, weiß, warum Sie den unglücklichen Jüngling verfolgen und so namenloses Elend über die ganze Familie bringen wollen, und welch einer Familie? Herzloser Höfling! gilt dir die göttliche Kunst so gar nichts, daß du den Werth solcher Jünger nicht ermessen kannst? — Friedemann muß fort von hier, das ist gewiß und unvermeidlich; doch frei geh' er aus und werde nicht gestört in seinem Wirken. Geben Sie ihm eine andere Stelle, welche seines großen Genies würdig, das ist der Wille des Herrn!" —

Sie verließ das Gemach. Der Minister trat verlegen und ingrimmig an ein Fenster, starrte in die Nacht hinaus und trommelte mit den Fingern an die Fensterscheiben. — Als er sich wandte, erblickte er Friedemann und den Pagen, welche unterdessen

*) Historisch.

eingetreten waren. Es tobte furchtbar in seinem Innern; doch er bezwang sich, trat auf den Jüngling zu und sprach ernst, doch sanft: „Monsieur Bach, es ist mir leid, daß Sie so plötzlich uns verlassen müssen; allein es ist nicht zu umgehen, fügen wir uns daher in das Unvermeidliche. — Sie werden sobald wie möglich nach Merseburg gehen, die Organistenstelle an dem dortigen Dom ist erledigt, und ich habe sie Ihnen bestimmt. Adieu!“ Er verließ das Gemach.

„Bravissimo, mon comte!“ rief lachend der Page, indem er ihm nachblickte, „wo gibt es auf Erden einen bessern Akteur? Roscius ist ein armseliger Stümper gegen ihn! — Jetzt aber, mon ami!“ — wandte er sich zu Friedemann, „jetzt kommt mit zu Eurem Alten, courage! er weiß Alles.“

„Alles,“ wiederholte der Jüngling mit verzweifelndem Lächeln und folgte dem Freunde.

Als sie ins Freie traten, umfing sie mild und klar die herrlichste Winternacht: die Sterne flimmerten am tiefblauen Firmament wie ewigflammende Schriftzeichen einer begeisterten Hymne auf die unendliche Liebe Gottes; — doch in der Jünglingsbrust,

bestimmt, nur Liebe zu bergen — wohnte der hoffnungslose Gram. —

Noch klang die fromme Weise, welche Sebastian spielte, als Friedemann und sein Begleiter vor dem Hause anlangten. Sie traten ein. Philipp, der sie zuerst gewahrte, eilte in den Saal, dem Vater ihre Ankunft zu melden.

Sebastian trat aus dem Saal in's Zimmer, bleich aber ruhig. Als er dem Sohne gegenüber stand, sprach er mit Herzlichkeit: „Du kommst zurück zu mir? Sei willkommen!“

„Kannst du mir vergeben, Vater?“ fragte Friedemann halblaut, den düstern Blick zu Boden senkend.

„Du hast schwer an deinem ersten, treuesten Freund gefehlt; — ich vertraue dir, du wirst die Kraft haben, wieder gut zu machen — und hab dir vergeben.“

„Und kein Wort des Vorwurfs wird mir von dir?“

„Mehr, als ich dir sagen könnte, hast du dir selbst gesagt: jetzt ist's an mir, dich zu trösten. Komm mit mir nach unserm Leipzig, und kann ich dich dort allein nicht trösten — ei nun, die Andern sollen mir schon helfen.“

„Beim großen Gott, nein!“ sprach Friedemann und erhob kühn das Auge: „Nicht eher betret' ich die heilige Schwelle deines Hauses wieder, bis ich deiner werth — oder ganz elend bin.“ —

„Ist das dein fester Entschluß?“ fragte Sebastian mit auflodernder Freude.

„Er ist's, Vater! Von nun an will ich wahr gegen dich sein, wüßt' ich auch, daß dein Herz darüber bräche. — Ob ich meinen Gram je verwinden werde — ich weiß es nicht; aber kämpfen will ich dagegen, denn noch hab' ich Kraft! — Werd' ich Sieger, dann Heil mir! Ich habe mehr gewonnen als verloren; unterlieg' ich dem Gram —“

„Dann komm an mein Herz, Friedemann!“

„Ich komme.“

„Ein Mann?“ fragte Sebastian und hielt dem Sohne die Hand hin.

„Ein Wort!“ rief Friedemann, schlug ein und fiel dem Vater in die ausgebreiteten Arme.

Am andern Morgen schieden sie. Sebastian kehrte nach Leipzig zurück, Friedemann bereitete sich zur Abreise nach Merseburg.

Sebastians Tod.

„Wenn nur die Stunde erst aus wäre!“ rief ungeduldig Lina, die jüngste Tochter Sebastian Bachs.

„„Sie wird auch zu Ende gehen!““ tröstete die Mutter, „„es hat bald zwölf geschlagen.““

„Ei! bei dem Hämmern und Blasen da oben hat der Vater schon oft den Stundenschlag überhört! Er ist auch gar zu eifrig beim Musiciren.“

Frau Anna Bach lächelte gutmüthig über die Ungeduld ihres Lieblings, dann aber entgegnete sie: „„Hüte dich nur, daß der Vater dich nicht so reden hört! Er würd' es übel vermerken! klagt er doch schon oft genug darüber, daß ihr Mädel gar keine Lust und kein Geschick zur Musik habt, während die Knaben sich schon in früh'ster Kindheit am Clavier und an der Orgel zu schaffen machten.““

Lina blickte die Mutter mit einem ganz eignen Ausdruck ihrer schönen dunkelbraunen Augen an und

entgegnete fast trotzig: „Dennoch muß der Vater, wenn er gerecht sein will, es gestehen, daß wir drei Mädel ihm mehr Freude machen, denn all' seine Söhne, so tüchtige Musikanten sie auch sind.“

„„Schweig!““ befahl die Mutter strenge, „„es kommt dir nicht zu, vorlaut dein Urtheil über deinen Vater abzugeben, noch deine Brüder anzuklagen. Geh zu den Schwestern an die Arbeit.““

Gehorsam neigte sich Lina und ging; doch an der Thüre wandte sie sich plötzlich wieder um, flog zur Mutter zurück, ergriff ihre Hand, küßte sie ehrerbietig und bat herzlich: „Sei nicht bös', Mütterchen, es war gewiß nicht so schlimm gemeint!“

„„Das weiß ich wohl!““ versetzte Frau Anna Bach, „„und weiß auch, daß du ein gutes Mädchen bist. Aber dir fehlt das stille gleiche Wesen deiner andern Schwestern! Du bist reizbar und heftig, wie der Bruder, dem du auch im Aeußern gleichst, auf welchen du immer schmählst, weil er dem Vater Schmerz und Gram bereitet, und den du doch unter all' deinen Geschwistern am meisten liebst.““

„Friedemann!“ rief Lina und warf sich schluchzend in die Arme der Mutter. Einige Secunden

ruhte sie so, dann sich erhebend verließ sie mit den freundlichen Worten: „Ich will gut werden, Mutter!" still das Gemach.

Frau Bach wollte ebenfalls, nachdem sie Einiges mit ihrem jüngsten Knaben, Christian, geredet, das Zimmer verlassen, als die Thüre sich öffnete und ihr theurer Eheherr, Johann Sebastian, eintrat.

Noch immer war er ein stattlicher schöner Mann, mit hellen Augen und von fester Haltung, aber seit dreizehn Jahren sehr gealtert, besonders zogen sich tiefe Falten über die sonst so freie kühne Stirne — die Wangen waren eingefallen und die Gesichtsfarbe verrieth Kränklichkeit.

„Ist deine Stunde zu Ende?" fragte Anna.

Sebastian reichte der lieben Fragerin die Hand und antwortete: „„Für heute, ja!"" Er ließ sich in einen Armsessel nieder, und Frau Bach fragte weiter: Du bist wohl froh darüber, du scheinst heute sehr angegriffen."

„„Je nun! das Alter meldet sich freilich nachgerade, und Ruhe thät' mir hin und wieder wohl gut — aber froh — nein! froh bin ich denn doch noch nicht, daß die Stunden zu Ende gehen, wo ich

meine Pflicht übe. Ich kann noch Vielen vieles lehren, habe noch Kraft, tüchtige Schüler zu bilden, und so lange es nicht durchaus sein muß, soll mich keiner lässig finden.''''

„Du wirst noch viel Gutes wirken!"

„„Das steht alles bei Gott, Anna! mein Wille wär' es schon! du blickst so freundlich, was hast du?''''

„Einen Brief für dich vom Philipp."

„„Hoho!'''' rief Sebastian, indem er sich freudig erhob — „„hoho! hat der Musjö sich endlich einmal die Zeit genommen, an seinen alten Vater zu schreiben? Meiner Treu! glaubte ich doch schon, er habe das Briefschreiben ganz verlernt, seit er Concertmeister Sr. Majestät des Königs von Preußen geworden. Nun! was schreibt er denn?'''' er öffnete den Brief und las:

„Hochverehrtester Herr Vater!

Dieselben werden Ihrem gehorsamsten Sohne verzeihen, daß er so lange nicht an seinen geliebtesten und verehrten Herrn Vater geschrieben, und solche Versäumniß meiner schuldigen Pflicht nicht für einen

Mangel an kindlicher Liebe oder gar an gehörigem Estime halten, indem einzig und allein meine vielen Amtsgeschäfte mich verhindern, so oft an meinen verehrten Herrn Vater zu schreiben, als ich es wünsche; denn es ist anjetzt in dieser schönen und prächtigen Residenz ein gewaltiges Leben, was die Musik betrifft, und bei Hofe zumal ist alle Woche zwei= bis dreimal großes Concert, ungerechnet der Privatergötzungen, so sich Se. Majestät der König fast alle Abende in Ihren Cabinette machen; wobei ich Ihnen auf dem schönen Silbermannschen Clavier, darauf mein geliebter und verehrter Herr Vater vor Sr. Majestät sich hören ließ, accompagnire.

Sr. Majestät bläset noch immer die Flöte ganz wundervoll, und achte ich seinen Ton für noch schö= ner und voller als Herr Quantz ihn hervorbringen kann. Was aber den Tact betrifft, so muß ich immer sehr Acht geben, daß ich treffe, was Se. Majestät eben wollen, weilen Sie einmal darauf capricirt sein, sich um die Vorschrift gar wenig zu kümmern, sondern mit Fortschreiten, Nachgeben und Anhalten ganz nach Dero Belieben und Gefühl ver= fahren, was sich allerdings gar schön anhören lässet,

wenn Sie alleine spielen, aber in den Concerten oftmals schon große Confusion angerichtet hat.

Mit meiner Begleitung sind Sr. Majestät jedoch noch immer sehr zufrieden gewesen, und fast nach jeder Pieçe, so wir zusammen executirten, hatten Sr. Majestät die Gnade, mir zu sagen: „Sieht Er, das hat Er gut gemacht."

Nach meinen verehrtesten Herrn Vater erkundigen sich Sr. Majestät noch immer sehr freundlich und haben mich schon zum öfteren gefraget: „Will denn Sein Papa nicht wieder einmal nach Berlin kommen?"

Dieses möchte ich nun auch meinen Herrn Vater mit geziemender Bescheidenheit fragen und könnte ich im Voraus versprechen, daß, wenn mein verehrter und geliebter Herr Vater uns besuchen wollte, derselbe gewiß von Allen mit großer Freudigkeit und Honneurs sollte empfangen werden. Bitte mein eiliges Schreiben zu pardonniren, meine verehrteste Frau Mutter, meine theuren Brüder, ingleichen auch meine geliebten Jungfern Schwestern bestens zu grüßen und bald mit einer Antwort zu beglücken

Berlin, den 18. Juli 1750.

Dero gehorsamsten Sohn
Philipp Emanuel Bach.

Sebastian faltete den Brief wieder zusammen und sprach mit dem ihm eignen gutmüthigen Lächeln: „Sein eiliges Schreiben muß ich freilich auch schon diesmal pardonniren, denn er hat mir noch nie anders geschrieben!" —

„„Was meinst du aber zu seinem Vorschlag, einmal wieder Berlin zu sehen?" fragte Frau Anna — „„die Reise würde dir wohl bekommen, glaub' ich.""

„Freilich wohl!" versetzte Sebastian heiter, „Berlin und den großen König säh' ich schon gern einmal wieder! Ei! zweimal in meinem Leben hab' ich doch fast selbst geglaubt, daß etwas Tüchtiges an mir sei! das erste Mal war es Anno 17, wo der Monsieur Marchand den Abend vor unserm angesetzten Wettstreit sich still davon machte, so daß ich allein in Dresden das Feld behielt, ha, ha; das zweite Mal war's eben vor drei Jahren, wo mir der große Preußenkönig schon im Vorzimmer entgegenkam und mich willkommen hieß und einigen vorlauten Kammerjunkern, welche über meine pflichtschuldigen Complimente anfingen zu lachen, gar ungnädig zurief: „Messieurs! voyez vous, c'est le vieux

Bach!" das hat mich ordentlich gefreut und auch den Friedemann."

„„Du reisest also?""

„Ja, wenn sie mir's hier erlauben und sich ein kleiner Ueberschuß im Beutel fände — da wollt' ich schon — ei, es ist doch seltsam, daß mich in meinen alten Tagen die Reiselust erfaßt, wovon ich in meinen jungen Jahren wenig oder nichts wußte — genug davon für diesmal; laß uns zu Tisch gehen."

Der Tag neigte sich zu Ende, und vor der Thür seiner Wohnung saß an der Seite seiner Ehefrau Sebastian Bach im Kreise seiner Söhne und Töchter, nur die beiden ältesten Söhne, Friedemann und Philipp, fehlten.

Mutter und Töchter waren emsig mit Nähen und Stricken beschäftigt und flüsterten nur dann und wann leise ein Wörtchen unter einander, die Söhne aber horchten auf das, was der Vater erzählte, von seiner Jugend, seinen Studien, besonders unter dem alten hundertjährigen Organisten Reinecken in Hamburg.

Die untergehende Sonne beleuchtete die stille Gruppe unter der stattlichen blühenden Linde, welche den Eingang der alten Thomasschule beschattete — und schuf so ein Bild, dessen treue Aufbewahrung vielleicht den schönsten Vorwurf für den größten Maler jener Zeit abgegeben hätte.

Aber mitten in der Erzählung des Vaters sprang Caroline (welche schon längere Zeit nach jener Ecke hingeblickt, wo die Klostergasse in den Thomaskirchhof ausläuft) mit einem lauten Schrei auf.

„Was ist dir?" rief die Mutter erschrocken, während die übrigen Geschwister ebenfalls aufgeregt sich erhoben, so daß nur Vater Bach noch auf der Bank saß.

Doch ehe das Mädchen antworten konnte, eilte aus der Klostergasse eine hohe Mannesgestalt über den Kirchhof dem Hause zu, und nun erhob sich auch Sebastian, denn er erkannte in den Nahenden seinen Sohn Friedemann.

„Salve!" rief Sebastian, „kommst du für immer?"

„„Ich hielt dir Wort!"" versetzte Friedemann, „„und ist dir's recht, so bleib' ich.""

Sebastian reichte dem Sohne schweigend, doch

mit bejahendem Kopfneigen die Hand, und umarmte ihn dann mit Herzlichkeit.

Auch die Mutter und die übrigen Geschwister drängten sich nun um den Angekommenen, nur Caroline blieb an ihrem Platz stehen und blickte von dorther forschend auf den Bruder, der, als er die Begrüssungen der Andern erwiedert, sich ihr nahte und zuerst sie anredete; da überflog das Roth der Freude die zarten Züge des Mädchens, ihr Auge leuchtete in Begeisterung, und innig sprach sie: „Auch ich heiße dich willkommen.“

Sebastian aber führte den Sohn alsbald in sein Zimmer und wiederholte hier ernst und milde: „Wie du auch kommst, willkommen! doch was trieb dich so plötzlich, so unerwartet her?“

„„Daß es nicht die alte Geschichte allein ist,““ versetzte Friedemann, — „„das, mein Vater! wirst du mir wohl auf's Wort glauben. Ach! in dreizehn Jahren wird ein Schmerz wohl übertäubt, um so sicherer vielleicht, je größer er war! — doch tausend neue Schmerzen kamen mir in dieser Zeit, und einer unter ihnen gibt jenem ersten nichts nach. —““

„Und der wäre, Friedemann?“

„„Ich verzweifle daran, je in meiner Kunst etwas wirklich Großes zu leisten. Ich habe nur Trotz — keine Kraft, die Quälereien zu erdulden, welche Tag für Tag mir wurden! Ich hab' es gut gemeint, wahrlich, ich hab' es gut gemeint — eine neue Bahn wollt' ich mir brechen, ohne das tüchtige Alter zu mißkennen, hatt' ich mir ein neues Ziel gesteckt, ich konnte irren — wohl! — ich hab' geirrt, der Erfolg bewies es mir, aber die Quelle meines Strebens war rein; was ich erstrebte, war groß und schön — ich aber wurde verlästert, verhöhnt! das Ziel, wonach ich strebte, lächerlich gemacht — mein Streben selbst hämisch bekrittelt — begeifert! —''''

„Und von wem, Friedemann?''

Friedemann stutzte bei dieser Frage; endlich begann er: „„Ich bin irre an mir selbst, daß das Urtheil — oder vielmehr das alberne Geschwätz eines boshaften Narren mir die Freude an meinem Streben verleiden konnte, und dennoch ist es so. — Da lebt lebt ein gewisser Magister Kniff in Halle, der, obgleich Alles, was er selbst setzte, miserables Wasser ist, dennoch sich für ein Lumen am musikalischen

Horizont hält, obgleich er nur als Lumpen daran hängt; ich glaub', man nennt's Recensionen, was er macht. —""

„Ei!" rief Sebastian, „das ist ja nur zum Lachen; und ich bin gewiß, der Herr Magister in Halle darf für Spott nicht sorgen."

„„Du irrst, Vater,"" entgegnete Friedemann, „„nicht verspottet wird er, sondern gefürchtet um seiner Bosheit willen, und wer ihn nicht fürchtet, der ergötzt sich wohl gar schadenfroh an seiner Gemeinheit, mit der er auch das anerkannt Edelste zu sich herabzuziehin trachtet. —""

„Und das — kann dich irre machen?" fragte Sebastian ernst, „trotz dem, daß du erkennst, wie nur das Schlechte und Gemeine wider das Gute sich verbündet? Ich meine, ich hätte dir immer gesagt: wie es keinen größern Beweis für unsern wahren Werth gäbe, als wenn die Erbärmlichkeit es unternimmt, ihren ohnmächtigen Grimm daran auszulassen. — Nie lehrt' ich dich stolz und hochmüthig auf deines Gleichen oder Tieferstehende herabblicken, aber ruhig, bewußt und fest deinen Platz behaupten — selbst gegen den Mächtigsten, Vollkommen-

sten — wie viel mehr gegen die Erbärmlichkeit. Das ist des Mannes erste Pflicht — übe sie, Friedemann und kein Magister Kniff, noch sonst wer, wird es wieder dahin bringen, daß du an dir und deinem redlichen Streben verzweifelst."

Caroline unterbrach das Gespräch, einen Fremden anmeldend, der ihn gern zu sprechen wünsche.

„Wer ist er?" fragte Sebastian.

„Er will seinen Namen nicht nennen, sagt aber, er wäre ein guter Freund des Vaters."

„So laß ihn kommen," versetzte Sebastian, und Caroline verließ das Zimmer.

„Bon soir!" rief der Fremde beim Eintreten mit seltsam schneidendem Ton, indem er rasch auf Sebastian zutrat und ihm die Hand bot, „bon soir, mon cher papa, kennen Sie mich noch?"

Sebastian wußte sich nicht sogleich auf den Fremden zu besinnen, doch Friedemann hatte ihn sogleich erkannt und sprach: „Ei, Herr von Scherbitz! Guten Abend."

„Diable!" lachte Scherbitz — „ist das nicht unser Erzhoforganist? getroffen! da ist die böse Falte zwischen den Augenbraunen, von 1737! — habt Euch

nur wenig verändert, mon ami! außer daß Ihr um dreizehn Jahre älter geworden seid. Ich bin par la grace de dieu! auch noch immer derselbe, außer daß ich es endlich mit dreiundfünfzig Jahren bis zum Premierlieutenant gebracht habe."

""Sie haben sich in böser Zeit als ein Freund meines Sohnes bewährt,"" nahm Sebastian das Wort, "und sind mir und den Meinen als solcher jederzeit willkommen! — welchem glücklichen Zufall dank' ich es, Sie in meiner stillen Behausung zu begrüßen? —"

""Dem unglückseligsten, alter Herr! Ich beging die Unvorsichtigkeit bei der letzten Cour des Premierministers, dem Leibmops seiner Frau Gemahlin auf die linke Vorderpfote zu treten! Die Bestie kreischte Zeter und Mord, die Gräfin verlangte Genugthuung, und ich marschire zur Strafe meines Attentats als Premierlieutenant nach Polen, und zwar im Leibregiment Sr. Excellenz.""

Friedemann lachte laut; Sebastian aber, welchen ein Grauen bei dem bittern, menschenverachtenden Witz des alten Premierlieutenants anwandelte, suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Doch

umsonst! Scherbitz fuhr fort, in seiner tollen Weise über sein tragisches Geschick zu scherzen. — Als er sich endlich ausgeredet hatte, schloß er damit: „daß er einzig und allein nach Leipzig herüber gekommen sei, um den alten Papa Bach in diesem Leben noch einmal zu sehen, welchen er, auf Lieutenants-Parole! unendlich liebe und verehre, seit er ihn vor dreizehn Jahren zum ersten Male gesehen habe.“

Als am andern Morgen von Scherbitz in dem kleinen Gärtchen lustwandelte, welches sich schmal an der Hinterseite der Thomasschule hinzog, und durch den hohen Wall, der es auf der andern Seite begrenzte, ein fast zwingerartiges Ansehen gewann, erblickte er am entgegengesetzten Ende Carolinen, welche beschäftigt war, Weinreben an einem Spalier aufzubinden.

Er näherte sich dem Mädchen und grüßte es freundlich, Caroline wandte sich und dankte eben so.

„Sie ist früh munter bei der Arbeit, Jungfer Bachin,“ begann von Scherbitz nach einer Weile, während welcher er ihrer Beschäftigung zugesehen.

„„Der Vater hat seine Freude an den Weinreben,“ versetzte Caroline.

„Gedeihen sie denn hier?“

„„O doch, zu Zeiten!““

„Ich habe diesen Morgen ganz früh gar herrlich singen hören, es war eine Frauenstimme, parbleu, Faustina sang nicht reiner! — die Sängerin war wohl sie, Jungfer Bachin?“

Caroline erröthete und versetzte: „„Nicht ich! es war die Mutter.““

„Die Mama? — c'est vrai! der Friedemann sagte es mir einmal, daß sie vortrefflich singe. — Singt Sie nicht auch, Jungfer?“ —

„„Je nun, ich trillere wohl manchmal ein wenig wie alle Mädchen, wenn sie lustig sind, aber musikalisch sind wir Schwestern durchaus nicht, und der Vater sagt's, wir hätten weder Lust noch Geschick dazu, es recht zu lernen.““

„Vielleicht wißt ihr's schon, und wißt's nur nicht.“

Caroline blickte den Lieutenant scharf an und sprach lächelnd: „„Sie sind ein guter Rather, Herr von Scherbitz.““

„Dazu gehört keine große Kunst! es gibt viele junge Mädchen, welche die Musik nicht nach den Regeln betreiben mögen, aber durchaus nichts weniger als Musikfeindinnen sind.“

„„O ich liebe die Musik! ich liebe sie sehr! das weiß der Bruder Friedemann, und deshalb haben wir einander so lieb. — Es ist aber eine ganz eigne Musik, welche ich meine.“

„Sie meint die Kirchenmusik?“

„„Nein.““

„Oder Conzertmusik?“

„„Auch nicht.““

„Oder Tanzmusik?“

„„Nein, nein!““

„Eh bien! dann ist sie für die Oper passionirt.“

„„Gott bewahre.““

„Parbleu! was will sie denn für Musik haben?“ Caroline lachte, sprach dann aber mit einem leichten Seufzer: „„ja hier in Leipzig ist die Musik, so ich meine, gar nicht zu haben.““

„Diable! das wäre! gilt doch Leipzig dermalen für die Hauptstadt von ganz Europa, wenn von Musik geredet wird.“

„„Ja, es ist wohl eigen, aber es ist doch wahr! hier empfind' ich wenig oder nichts bei allem Musiciren, so brav der Vater, die Brüder und seine Schüler ihre Sache auch machen. Es ist mir immer: als fehle es hier oder dort — genug es fehlt.""

„Jungfer Bachin! sie hat wohl beim Professor Gottsched Collegia gehört, daß ihr's selbst ihr Vater und ihre Brüder nicht recht machen können?"

„„Ach! Sie müssen mich auch verstehen!"" rief fast ärgerlich Caroline, fuhr dann aber traulich fort: „„Sehen Sie, wenn ich mich recht über meine Musik freuen soll, so muß Alles um mich so recht dazu stimmen, das ist hier nun gar nicht möglich — aber in einem Walde, rings von hohen Bergen umgeben, deren Kuppen im Morgen- und Abendscheine glühen, während es unten immer und immer nur dämmert, und nur einzelne Strahlen an den Baumstämmen hinabstreifen, droben am tiefblauen Himmel ziehen die Wolken, weiß, rosig, goldig über den dunkelgrünen Grund! das ist ein gewaltiger Accord! groß — lieblich! Und die Baumwipfel rauschen und flüstern, und die Büsche lispeln Antwort, der Bach aber singt eine uralte und doch ewig junge

Weise, darein klingeln die Blumen wie Zauberglöckchen, und die Waldvögel rufen abgebrochen Sehnsuchtslaute. — Ist die Sonne gesunken und kommt der Mond herauf über die Felswand mit seinem süßen blauen Licht, dann gaukeln zarte Elfengestalten über die Blätter, und wiegen sich auf den Grasspitzen und träumen von seliger Lust! und umziehen Gewitterwolken den Himmel, zischen leuchtende Blitze, brüllt das Echo den Donner wieder und braust der Waldstrom über stürzende Felsstücke und niedergeschmetterte Baumstämme — es ist mir Alles — Musik. —''''

Scherbitz hatte dem Mädchen mit Erstaunen zugehört. — Einige Secunden schwieg er in ihrem Anschauen verloren, endlich sprach er halblaut: „Jungfer Bachin, es ist möglich, daß sie keine Sängerin ist — aber sie ist eine Dichterin!"

Sichtlich ergriffen entfernte er sich, um seinem Freunde das eben Gehörte mitzutheilen.

Friedemann lächelte bitter und sprach: „Es ist, wie Sie sagen, Herr von Scherbitz, und d a ß es so ist, gäbe eine neue Ursache ab, mich rasend zu machen, wenn es nicht schon an der alten genug wäre! Ich

liebe dieses Kind wie meine Seele! ich sah' es heranwachsen, aufblühen — ich werd' es hinsterben sehen, denn die schönsten Gaben des Himmels sind den armen Erdenmenschen nur verliehen, damit er um so sicherer unglücklich werde. —"

""Wahr und falsch, mon ami! wie man's nimmt! Wißt Ihr übrigens wohl, worin wir Beide fehlten? wir philosophirten zu viel! Lacht nicht! parole d'honneur, ich rede im Ernst! Freilich Jeder von uns auf seine Weise, aber wahr ist's und bleibt's: wir hätten besser gethan, zu handeln als, wenn auch noch so tiefsinnig oder leichtfertig, zu meditiren, witzig, vernichtend zu spotten und der miserablen Welt alles mögliche Böse nachzusagen. Hätten wir gehandelt! — Nicht der Wille, nicht der Glaube, — die That versetzt Berge. Es liegt eine Ironie darin, daß die größten Denker, wo es auf's Handeln ankommt, rein Nichts vermögen; es liegt eine furchtbare Ironie darin, aber in ihr offenbart sich zugleich die Weisheit des Schöpfers, denn wehe der Weltordnung, wenn die größten Entschlüsse und Gedanken zu Thaten würden. Der Satan, der vom Herrn abfiel, wird dem Himmel keine Gefahr bringen,

wohl aber könnt' es der Mensch, welchen der Herr nach seinem Bilde schuf, wenn er die Kraft in sich trüge, ganz einfach so zu thun, wie er denkt in den Stunden reiner Begeisterung. — Einer versuchte es, hätt' es vielleicht vollbracht, wenn ihn nicht die Andern zu rechter Zeit gekreuzigt hätten.''''

„Hören Sie auf, Herr von Scherbitz," rief Friedemann, — „ich sehe den Abgrund vor mir." —

„„Va! uns wird man nicht kreuzigen, mon ami! denn wie gesagt, wir sind Philosophen, und hätte der Minister Sie nicht mit seiner schöner Niece belauscht; hätte ich nicht malheureusement dem Leibmops der Frau Gräfin auf die Pfote getreten, so säßen wir vielleicht Beide noch ruhig in Dresden, Ihr als Nataliens Hausfreund, sie, Euch und die Welt verwünschend, — ich als lustiger Page von dreiundfünfzig Jahren, spottend und duldend, und morbleu! duld' ich denn jetzt nicht auch? —''''

„Wissen Sie wohl," fragte Friedemann, indem er den Lieutenant seltsam anblickte, — „wissen Sie wohl, daß ich den Himmel oft inbrünstig angefleht habe, er möge mich einige Zeit wahnsinnig werden lassen — nicht für immer!" — fuhr er rascher, fast

ängstlich fort — „Nein, nein! um Alles in der Welt nicht für immer! aber auf einige Zeit möcht' ich wahnsinnig sein, um vergessen zu können, und dennoch fühl' ich's wieder, auch im Wahnsinn würde mich die Erinnerung an das, was ich erlebte, nicht verlassen. Er preßte wild die Hand vor die Augen.

Der Lieutenant erschrak vor dem Blick, welchen er so eben in Friedemanns Inneres gethan, und sprach einlenkend: „„Gebt doch nicht so gar viel auf mein Geschwätz, mon ami! — ich bin alt, Gott sei's geklagt! melancholisch — habe so gar keine Hoffnung auf eine bessere Zukunft mehr, aber Ihr — Ihr seid noch jung — könnt' noch so viel — so viel —

„Was kann ich," unterbrach mit Gelächter Friedemann den Stockenden — „Nichts, nichts, nichts! das ist's ja eben, daß ich mit fünfunddreißig Jahren Allem abgestorben bin — Allem! mehr als du mit fünfzig — he! merkst du denn nicht, daß der Wahnsinn dort schon hinter der Thüre lauert und mir auf dem Nacken hocken will, so wie ich heraustrete? nur wenn der Vater bei mir ist, wagt er's nicht, mich anzupacken; dann zieht er sich zusammen, in sich

selbst, bis er klein wird, ganz klein, und huscht hinauf in ein altes ödes Spinnengewebe über dem Fenster. — Er soll mich aber sobald noch nicht bekommen, haha! ich bin listig! ich geh' nicht aus dem Zimmer, wenn mein Alter nicht mit mir geht, siehst du alter Page! ich verstehe mich auch auf Finten."

„„Mon ami! mon ami! zum Teufel, was habt Ihr?"" rief der Lieutenant, den Freund bei den Schultern fassend und ihn heftig schüttelnd — „Friedemann Bach! hört Ihr nicht?""

Friedemann starrte ihn einige Augenblicke mit seelenlosen Blicken an, endlich verlor sein Gesicht den entsetzlichen Ausdruck, sein Auge bekam wieder Leben und leise fragte er: „Was beliebt Herr von Scherbitz? —"

— „„Was mir beliebt — o Mensch — was macht Ihr für dummes Zeug — faßt Euch.""

„Ei," lächelte Friedemann — „ei, Herr von Scherbitz! wer wird einen Scherz so ernsthaft nehmen? Nicht wahr, Sie glaubten wirklich, daß ich zu Zeiten überschnappe? — Ach nicht doch! ich bin so vernünftig — vernünftiger als je." —

„„Lassen wir das, mon ami! natürlich, es war

Euer Scherz — aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen; bitte, setzt Euch und spielt mir etwas vor, damit ich mich ein wenig erhole, Ihr habt Eure Sache gar zu natürlich gemacht.""

Friedemann setzte sich schweigend an das Instrument und begann zu phantasiren.

„„Dacht' ich's nicht,"" murmelte der Lieutenant, als Friedemaun, nachdem er etwa eine halbe Stunde gespielt hatte, plötzlich erschöpft die Hände von den Tasten sinken ließ, sich hinten überlehnte und entschlief.

Am Morgen des 21. Julius des Jahres 1750 tönten die Kirchenglocken gar feierlich und erhebend, die frommen Bewohner der Stadt zum Hause des Herrn einzuladen. Kein Wölkchen zeigte sich am Himmel, die liebe Sonntagssonne blickte so freundlich herab, daß jedes Herz sich auf's Neue gekräftigt fühlte im Glauben an Gott und seine unendliche Liebe. Auch in Friedemanns Herz drang heute ein Strahl des Trostes, des Friedens, der Liebe, er hatte einen Theil der verflossenen Nacht darauf verwendet,

das Meisterwerk seines Vaters, die große Passions-Musik zu studiren. Noch voll von der Erhabenheit des Werks schritt er jetzt mit heiterm Angesicht in dem Zimmer des geliebten Greises auf und ab, sinnend über die Hauptmotive einer ähnlichen Arbeit, welche er zu unternehmen gedachte.

Sebastian saß in seinem Sorgenstuhl, mit gefalteten Händen, zum Kirchgange angekleidet und verfolgte mit den Augen, gutmüthig lächelnd, den Wandelnden. Nach einer Weile sprach er: „Wenn dir die Passions-Musik so gefallen hat, so freut's mich; ich hab' noch ein Werk, wiewohl andrer Art, vollendet, wozu deine Fughetten mir die erste Idee gaben, und du bist der Erste nach mir, der es sehen soll."

Er ging an sein Pult, schloß es auf, nahm ein versiegeltes Paquet daraus hervor und überreichte es dem Sohne; das Paquet hatte die Aufschrift: „an meinen Sohn Friedemann."

„Für den Fall, daß ich gestorben wäre, ohne dich wiederzusehen!" bemerkte Sebastian. — „Nun, dem Herrn sei Dank! es ist anders gekommen, und du magst die Siegel nur in meiner Gegenwart lösen."

Friedemann that nach des Vaters Gebot, und als er die Siegel gelöset, lag vor ihm jenes tiefgedachte und großausgeführte Werk, das, vom Tage seines Erscheinens an, bis auf die neueste Zeit, die Bewunderung und die Verehrung aller Geweihten erregte: „Die Kunst der Fuge von Johann Sebastian Bach."

Friedemann betrachtete das Manuscript mit glänzenden Blicken und sprach: „So hätt' ich doch nicht ganz vergebens gelebt! — so hätt' ich durch eine geringe Arbeit ein Werk veranlaßt, das — oder alles müßte mich trügen! — den Namen seines Schöpfers verewigen wird. Hab' Dank, Vater! du hast mir heute viel gegeben."

„„Ich weiß, Friedemann, daß du mindestens meinen guten Willen erkennst und ehrst, und somit empfang' ich viel von dir zurück, denn allerdings von Menschen, die wir lieben, werden wir gern erkannt, und halten dies für das höchste Erdenglück.""

„Du hast mich erkannt, Vater! nicht?"

„„Ja, denn du thatest dazu — bei mir.""

„Wohl auch bei Andern."

„„Vielleicht; — vielleicht auch nicht! gewiß nicht, wo du glaubtest höher zu stehen, als sie. — Der Mensch aber soll sich die Aufgabe stellen: erkannt zu werden von seines Gleichen, wie von Tieferstehenden. Erkennen ihn dann die Bösen nicht, wollen sie ihn nicht erkennen; die Liebe, die Erkenntniß der Guten wird ihm. — Auch Gott, auch die Kunst, sie wollen erkannt sein, sie zeigen sich aller Welt wie sie sind! Will der Mensch sich eines Höhern vermessen und nur den Besten es zeigen, daß er zu den Besten gehöre? — Bist du brav und tüchtig, so zeige dich Keinem anders! du erniedrigst sonst dich selbst, du lästerst den Gott, der dir die Kraft und den Willen verlieh, brav und tüchtig zu werden.““

Auf's Neue begann das Glockengeläute, welches einige Zeit ausgesetzt hatte, die Thüre öffnete sich, Frau Anna Bach, die drei Mädchen, der fünfzehnjährige Christian und von Scherbitz traten ein, alle festlich zum Kirchgang geschmückt.

Frau Anna Bach überreichte ihrem Eheherrn ein Gebetbuch und einen Blumenstrauß, Caroline holte den Hut herbei.

Sebastian erhob sich, bot seiner Frau den Arm

und schritt so, umgeben von seinen Kindern und dem Freunde, der Thüre zu — dort wandte er sich noch einmal, blickte nach dem mit Weinlaub umrankten Fenster zurück, das eben im Sonnenstrahl flammte und rief:

„Welch' schöner Morgen!" —

So wollte er das Zimmer verlassen, doch plötzlich begann er zu sinken, Gebetbuch, Blumenstrauß entfielen seiner Hand — Frau Anna und die Mädchen schrieen entsetzt auf! Friedemann sprang hinzu, ihn zu unterstützen — da zuckte er noch einmal empor und fiel dann todt in die Arme des Sohnes.

So starb Johann Sebastian Bach, vom Schlage getroffen, den 21. Juli des Jahres 1750.

Drei Jahre später beging der Herr von Globig, auf seiner prachtvollen Villa bei Loschwitz, ohnweit Dresden, das Fest der Weinlese. Reichvergoldete Gondeln mit bunten, langen Wimpeln glitten über die Elbe hin und wieder, die vornehmen Gäste landend, welche der Festgeber eingeladen.

Der Glanz — ja die Verschwendung, womit

man alles angeordnet, war des Günstlings und Vertrauten des Grafen von Brühl vollkommen würdig! Nichts fehlte, was der raffinirteste Geschmack zu ersinnen vermochte, war herbeigeschafft, um auch die eigensinnigsten Forderungen seiner Gäste zu befriedigen.

Der Wirth mühte sich fast über seine Kräfte ab, der Versammlung die honneurs zu machen; um so seltsamer war es wohl, daß Niemand ihn sonderlich beachtete und alle Aufmerksamkeit seiner Gattin zugewandt schien, welche, obwohl höflich und würdevoll, doch durchaus theilnahmlos sich bezeigte.

Die Dämmerung war hereingebrochen, farbige Lampen wurden in den Gängen des Gartens angezündet, Pechpfannen brannten vor den Thoren der Villa auf hohen Candelabern.

Mehre Musikchöre ließen sich abwechselnd und zu gleicher Zeit hören, die schimmernden Gestalten der Herren und Damen wirbelten bunt und lustig durcheinander, Alles schien Freude, Wonne, — jede Sorge verbannt.

Als die Gesellschaft in den Sälen versammelt war, stellte der preußische Gesandte der Frau vom

Hause einen wohlaussehenden noch jungen Mann als den zweiten Sohn des großen Sebastian Bach, Philipp Emanuel, vor.

Die Baronesse erröthete leicht, und fragte nach einigem Hin- und Wiederreden: „Wo lebt Ihr älterer Bruder jetzt?“

„„Wir wissen es nicht!““ versetzte Philipp wehmüthig, „„Friedemann verschwand am Todestage unseres Vaters aus Leipzig, und keins von uns hat ihn wieder gesehen.““

Die Baronesse wandte sich, ohne etwas zu erwiedern, bei Seite.

An ihrer Statt trat der Baron hinzu und sprach gar schmeichelnd: „Sie haben wohl die Gewogenheit, mein verehrter Herr Concertmeister, uns vor Tafel noch ein kleines — nur ein ganz kleines Stückchen zum Besten zu geben; meine Gäste freuen sich gar zu sehr darauf, den berühmten Monsieur Bach einmal zu hören. Um Ihr göttliches Spiel desto herrlicher strahlen zu lassen, hab' ich mir den Scherz gemacht, einem armen, halb verrückten Musikanten von dem Prager Chor, welches im Dorfe zum Tanz aufspielt, zu erlauben, daß er im Nebenzimmer

vorher sich hören läßt — die Thüre wird aufgemacht, aber er bekommt kein Licht hinein, denn er sieht aus wie ein Lump."

Indem tönten vollgegriffene Accorde aus dem Nebenzimmer, ein Bedienter öffnete die Thüre, und im Helldunkel des Zimmers sahen die Herzutretenden einen, so viel sich erkennen ließ, ärmlich und nachläßig gekleideten Mann am Flügel sitzen, mit dem Rücken der Thüre zugewandt.

Einen Schwank hatte die Gesellschaft vermuthet, denn der Baron hatte es Jedem der Anwesenden insgeheim vertraut, was er vorhabe, — aber es kam anders! denn wunderbar ergreifende Harmonien — bald zürnend — bald klagend, wußte der arme fremde Spieler dem Instrumente zu entlocken — Alle waren bewegt, die Baronesse aber und Philipp standen todtenbleich, und sahen einander zweifelnd forschend an. Plötzlich, bei einer kühnen Wendung des Spiels, flüsterte die Baronesse: „er ist's", und Philipp rief auffahrend: „„Er ist's! es ist mein Bruder! Friedemann!""

Da wandte sich der Spieler, sprang auf und auf Philipp zu! doch die Baronesse erblickend,

trat er mit dem Schrei: „Natalie!" jäh zurück. —

Die Baronesse sank ohnmächtig nieder. Friedemann stürzte, sich einen Weg durch die Menge bahnend, aus dem Saal.

Der alte Musikant.

In einem ärmlichen Dachstübchen der Friedrichs-stadt zu Berlin saß vor einem Tische ein Greis, emsig in einem Notenhefte lesend und von Zeit zu Zeit mit dem Rothstift am Rande des Papiers eine Bemerkung aufzeichnend.

Matt glimmten nur noch wenige Kohlen im Kamin, wie sehr es draußen auch stürmte und wetterte, und das Lämpchen flakkerte so düster und ungewiß, daß fortwährend unheimliche Schattengebilde an den Wänden des Stübchens auf- und niederhuschten; dazu klirrten die losen Scheiben des einzigen kleinen Fensters und kreischten die Windfahnen auf dem Dache — es war eine bitterböse Nacht.

Doch der Greis beachtete das Toben des Windsturms so wie die Mißtöne um sich wenig; und, wie hinfällig die edle, hohe Gestalt auch erschien, wie sehr das bleiche, tiefgefurchte und eingefallene

Angesicht von Krankheit zeugte, das Auge flammte begeistert, indem es die Verschlingungen der Notenschrift verfolgte, — seltsam contrastirend mit den schneeweißen Locken um seinem Haupt.

Da schlug es zwölf — und Jubel tönte herauf von der Gasse und Musik, und vom nahen Kirchthurm erscholl es: „Herr Gott, dich loben wir!“ —

Da fuhr der Greis empor und lauschte und murmelte endlich: „Wieder? —“

Die Thür ward aufgerissen, und in's Stübchen trat ein Jüngling, mit Augen wie der Alte, mit dunkeln Locken und noch bleicherem und eingefallenerem Gesicht.

„Willkommen, Leidensgefährte!“ rief der Greis ihm entgegen, „hörtest du den Stundenschlag? —“

„„Ich hörte ihn, Alter! — es war der letzte.““

„Wär' er's!“

„„Leg' dich zur Ruhe! —““

„Schlafen meinst du? nein! Sieh, ich bin ruhig, ich habe den bösen Geist bezwungen, ich las in dem Nachlaß meines Vaters, das hilft — hättest du solch' einen Vater gehabt, armer Theodor. — Wie heißt das neue Jahr?“

„„Vier und achtzig.““

„Vierundachtzig? als sie siebenunddreißig zählten — still darüber!“

„„So sprichst du immer! Werd' ich nie erfahren, wer du bist?““

„Ich dächte, du hättest es erfahren, an jenem Tage, wo wir zuerst uns fanden, oder vielmehr ich dich, den Sinnlosen, der schon die Mordwaffe angesetzt hatte, sein Leben selbst zu enden. Ich entriß sie dir, ich rief dir zu: lerne leben, wenn auch das Leben dir nichts zu bieten vermag als Qual; kannst du glauben und hoffen, so thu's — kannst du's nicht, so trotze! aber lebe!“

„„Du siehst, ich lebe, trotziger Greis! ich lebe, ein Jünglingsgreis.““

„Hm! siebenzig Jahre entschwinden nicht so schnell.“

„„Ich werde sie nicht erreichen; aber nenne mir deinen Namen.““

„Der jenes hohe Werk erschuf,“ sprach der Greis, indem er auf das Notenheft deutete, war mein Vater.“

„„Hast du nicht das erste Blatt, worauf Titel

und Name stand, herausgerissen? Aus den Noten- zeichen, du weiß'st es, errath' ich nichts — sie sind mir fremd. Sprich, alter Freund! wer bist du?""

„Der alte Musikant."

„„So nennen dich die Wenigen, die in dieser gros- sen Stadt von deinem Leben wissen, einen andern Namen konnte mir Keiner sagen! — Nenne du ihn mir.""

„Laß mich schweigen," bat der Greis, „ich hab' es geschworen, nur ein Geweihter, wenn ich einen finde, erfährt meinen Namen."

„„Schon gut!"" lächelte der Jüngling bitter, „„ich erfahre ihn doch früher als du denkst.""

Beide schwiegen einige Minuten, der Greis hatte die Anspielung des Jünglings verstanden, von Zeit zu Zeit heftete er sein Auge auf ihn, ängstlich — besorglich; endlich fragte er:

„Und ist dir im geschiedenen Jahre noch etwas geglückt?"

„„Ja doch,"" versetzte der Jüngling, „„wenn wir's nicht mehr brauchen können, dann kommt das Glück."" Er zog eine Geldrolle aus der Brusttasche und warf sie mit einer Mischung von Stolz, Freude, Ingrimm und Verachtung auf den Tisch.

„Gold?" rief der Greis.

„„„Gemünztes und Flüssiges?"""" entgegnete der Jüngling, eine Flasche aus der Schoostasche hervorholend. „„„Du hast wohl lange keinen Wein getrunken, Alter? Hier ist Schloß-Johannisberger von der edelsten und theuersten Sorte! mit Jubel sei das neue Jahr von zwei Unglücklichen begrüßt.""""

Der Greis wandte sich schaudernd ab. — „Wie damals!" murmelte er.

Theodor aber hatte zwei Gläser aus einem Wandschränkchen geholt — rückte die Stühle an den Tisch, lud den Alten ein, sich neben ihn zu setzen, und entkorkte die Flasche — ein köstlicher Duft erfüllte das Zimmer, als er die Gläser bis zum Ueberlaufen vollgeschenkt hatte. — „„„Nun, Brüderchen! stoß' an!"""" rief er.

Der Alte stieß an, leerte das Glas und sprach mit Wohlbehagen: „Est! füll' wieder!"

„„„Haha! du scheinst kein Neuling!"""" lachte Theodor, indem er wieder einschenkte; „„„wohl bekomm' dir's, der Wein ist mehr als Lethe! er läßt uns den Schmerz nicht vergessen, aber er lehrt uns, ihn erkennen, wie er im Grunde so nichtig ist, daß

wir darüber lachen — beim Weine! — es ist freilich arg, daß wir nur im Rausche den Stein der Weisen finden.''''

„Und wem danken wir's, daß wir ihn suchen können?"

„„Meinem Wüstling; ich habe die Blätter an einen durchreisenden Lord verkauft.''''

„Wirst du ihn nicht noch einmal zeichnen?"

„„Nein.''''

„Das ist Schade, dann wird deine Arbeit wohl nimmer bekannt, und du wirst so leicht keine andere machen."

„„Wie viel geht unter, was zu dauern verdiente! — Sieben Jahre kosteten mich diese Blätter! Alles, was ich gedacht, gelebt, gelitten, hatt' ich darin niedergelegt, meinen ersten Jugendtraum, den letzten Rest meiner Kraft nach verzweifeltem Kampf mit meinem Geschick — ich opferte sie, ich schonte das Fünkchen Leben nicht, das noch in mir glimmt, das Werk mußte durchdringen; so wähnte ich, und der Lorbeer sollte die Stirne des Todten schmücken. Pah! Träume, Schäume, Poesie! — Hier gilt die Prosa; wo ich mein Werk ausbot, ward ich zurück-

gewiesen; es sei ein zu kostspieliges Unternehmen, meinten die Herren Kunsthändler, die Blätter zu ediren, das Publikum kaufe so etwas nicht, ich möge Scenen aus dem siebenjährigen Kriege zeichnen, wie Herr Chodowiecki; das waren noch die Höflichsten! die Andern schüttelten die Köpfe und nannten meine Skizzen geradezu verrücktes und phantastisches Zeug.''''

„Ja, ja!'' sprach der Alte halb vor sich hin — „Ja ja! der Herr Lessing, der vor drei Jahren starb, hatte Recht, als er mir sagte: „„Alles, was der Künstler über den Punkt hinausführt, von wo ab die Begriffe der Menge sich zu verwirren beginnen, wird ihm weder Vortheil noch Ehre bringen'''' — ach, Theodor! glaube mir: ich hab' es selber erfahren, was es heißt, das Höchste wollen unter dem Gewürm. —''

„„Und unter Gewürm soll ich ausharren? — Sieh, alter Mann! ich empfand, so lang' ich denken kann, nur eine Liebe: Liebe zu meiner Kunst! Entzückt stand ich vor der Schönheit des Weibes, doch nur des Künstlers Auge entzückte sie, mein Herz rührte keine! Nur eine Leidenschaft beherrschte es:

Ruhmbegierde. — Aber meine Kunst mußte ich zur Metze eitler Narren und Närrinnen erniedern, Frazzengesichter mußt' ich malen, wo Göttergestalten meinem geistigen Auge vorüberschwebten, und den Genius in mir erkannte Keiner! — bin ich nicht endlich selbst an mir verzweifelt? — Entsetzlich, daß ich, begabt wie Wenige, rein, ohne Schuld, mit fünfundzwanzig Jahren fragen muß: warum lebte ich? — ''''

„Lebe! du wirst die Antwort finden.“

„„Und fandest du sie? und was nützt sie dir, Vierundsiebenziger? — du kannst die Frage nicht ablehnen und selbst dem Glücklichen dringt sie sich auf. Und wär' ich glücklich, — hätt' ich erreicht, wonach ich strebte, — was anders könnte dann die Antwort sein: „du lebtest, du wirktest, errangst das Ziel, damit du strahltest — Jahrhunderte — Jahrtausende ein heller Stern“ — so strahlt mir Raphael — dir — was weiß ich, welch' alter Meister deiner Kunst, und wir Beide fühlen uns nur um so elender und nichtiger, indem wir jene Auserkorenen bewundern — kann eine solche Bestimmung die Edelsten beglücken, die den Jammer der Menschheit zu

fassen vermögen? — Ewig wird die Frage wiederkehren: „warum leben wir?" aber keine Antwort wird dir, — keine.""

„Hör' auf!" bat der Alte, „das führt zum Wahnsinn, und Wahnsinn ist schrecklich. — Sie sagten mir, ich sei es längere Zeit gewesen."

„„Ruhig, alter Musikant! wir stehen beide zu nahe am sichern Port, als daß wir den Wahnsinn noch zu fürchten brauchten; trink aus die letzte Neige! prosit Neujahr! Hörst du den Jubel und die Musik tief unter uns, hier sitzen wir hoch erhaben, wie die alten Götter auf dem Olymp, den köstlichen Nectar in vollen Zügen schlürfend und lachend über die Thoren, die sich ihres Daseins freuen. Aber auch die alten Götter mußten sterben, und fürchtet der Ewige die Unendlichkeit nicht? — Trink! trink! und mach's wie ich, dort ist deine Lagerstätte, hier die meine — ich bin müde — gute Nacht.""

Der Sturm hatte sich gelegt, nur Glockengeläute und Musik tönten durch die Nacht — der Alte suchte ebenfalls sein Lager.

Als der Greis erwachte, schimmerte das Stübchen in den ersten Strahlen der Sonne. Es war der heiterste Wintermorgen, die Luft rein und erkräftigend, der Himmel tiefblau, wolkenlos, nur mit jenem eigenthümlichen zarten Duft, der allen Winterlandschaften einen freundlichen Reiz verleiht, wie mit einem leichten Schleier überzogen.

Der Greis faßte des Jünglings Hand, ihn zu wecken, doch schnell ließ er sie wieder fahren, denn Theodors Hand war kalt und starr.

„Todt," murmelte der Greis.

Es war so! Geendet waren die Leiden des Jünglings.

Lange, lange blickte der Alte auf die Leiche, auf seinem Gesicht zuckte es seltsam, endlich sprach er:

„Du hattest recht, Unglücksgefährte! Früher als ich wähnte, hast du's erfahren, wer ich bin, und nun ist auch wohl deine Lebensfrage dir beantwortet, nun auch wohl dir aufgegangen das Reich der Harmonieen in seinen tiefen geheimnißvollen Verschlingungen, mir die einzige Bürgschaft, daß ein Gott lebt. Hier liegt meine letzte Stütze zertrümmert. Ja, meine letzte Stütze warst du mir, armer Theo-

dor, der einzige Freund des Greisen! Ich kannte dich. Du aber hast mich nicht gekannt, wußtest nicht um meinen Schmerz, er war namenlos für dich, wie ich selber. Da steh' ich nun und wünsche vergebens nur einen Secundenschlag dir Leben zurück, um dir sagen zu können: den liebtest du, darum litt er, vergib ihm, vergib ihm sein störriges Schweigen, seine Undankbarkeit für Offenheit und Liebe. Du bist todt, und der alte Musikant ist jetzt so arm, daß er nicht einmal eine Thräne für den geschiedenen Freund mehr hat."

Er setzte sich neben die Leiche und blieb so den ganzen Tag sitzen, bis die Dämmerung hereinbrach, wo die alte Wirthin, welche an Theodor eine Bestellung ausrichten sollte, ihn erschöpft und zitternd vor Kälte fand, Theodors Tod erfuhr und den Alten mitleidig mit sich hinab in ihr warmes Stübchen führte. —

Etwa zwei Jahre lang hatten der Alte und Theodor zusammen gelebt, und der Jüngling hatte durch das Wenige, was er mit Portraitmalen und hin und wieder mit einer Zeichnung für einen Buch-

oder Kunsthändler erwarb, den Alten und sich kümmerlich ernährt.

Der Alte war ganz arm, der Betrag des ihm von Theodor nachgelassenen Geldes nur gering, und seine Wirthin, der er dieses nicht verhehlte, gab ihm gutmüthig den Rath, sich doch an den Nachbar-Armenpfleger zu wenden, um in irgend einer milden Stiftung ein Asyl zu finden. Aber mit Unmuth verwarf der Alte den Gedanken und erwiederte: „Nein! ich will nach Hamburg.“

Die Wirthin sprach vor sich hin: „Nach Hamburg? du guter Gott, Hamburg ist weit von Berlin, und eh' der alte Mann dahin kommt, wird er wohl eine ganz andere Reise machen müssen.“

Doch auch schon den nächsten Tag schien der Alte seinen Vorsatz vergessen zu haben! wie früher, eh' er seinen jungen Freund gefunden hatte, durchstrich er die Straßen Berlins und, wo er in einem Hause oder an einem öffentlichen Ort Musik hörte, da blieb er lauschend stehen, ja, oft schlich er sich in die Vorsäle der Häuser, wo musicirt wurde, was ihm die Eigenthümer immer gern verziehen, denn in den meisten Häusern war er von früherer Zeit her

bekannt; Manche wohl freuten sich sogar, den alten Musikanten, von welchem sie seit zwei Jahren nichts gesehen und den sie deshalb schon längst für gestorben gehalten hatten, wieder zu erblicken.

Als er so eines Abends die Straßen durchstrich, stand er unversehens vor einem glänzend erleuchteten Palast, aus dessen mittleren Sälen Musik tönte. — Seiner Weise nach wollte er eintreten, doch der Schweizer, welcher am Eingange Wache hielt, wies ihn barsch zurück. So blieb er denn draußen stehen und lauschte, und wie scharf der Nachtwind wehte, er blieb stehen und lauschte und murmelte nur manchmal: „Trefflich! herrlich!“ vor sich hin.

Da sprang ein Laquai in reichbordirter Livree die breite Treppe herab, um an den Schweizer Etwas zu bestellen; als er den Greis erblickte, rief er freundlich: „Ei sieh da, der alte Musikant! lebst du noch, Väterchen? hab' dich lange nicht gesehen, nun das ist brav, daß du einmal wiederkommst, aber was stehst du in der Kälte und klapperst mit deinen fünftehalb Zähnen?“

„„Der Herr Schweitzer wollte mich nicht einlassen,““ versetzte der Alte.

„Der Herr Schweitzer ist ein Esel! Nimm's ihm nicht übel, Alter, und komm, wenn du willst, getrost mit mir hinauf, oben ist's warm, und ein Gläschen Wein, damit du schneller aufthaust, will ich dir auch geben! — es ist ein gewaltig vornehmer und berühmter Kunstgenoß von dir diesen Abend bei der Herrschaft zu Gast, großes Concert — nun! komm nur.“ Somit faßte er den Alten unterm Arm und führte ihn die Treppe hinauf, im Vorbeigehen noch dem Schweitzer zurufend: „Höre du! den Alten hier laß künftig ungehindert passiren! es ist kein Bettler, sondern der alte Musikant, der blos herkommt, um Musik zu hören, die Herrschaft hat's erlaubt, daß er kommen darf.“

In dem Vorzimmer, welcher in den Concertsaal führte, angelangt, führte der Laquai den Greis zu einem Sessel in der Nähe des Ofens, rückte ein Tischchen daran und sprach: „Hier, Papachen, setz' dich hin und verhalte dich ruhig, ich schiebe die spanische Wand vor, da wird dich Niemand bemerken, du aber kannst Alles genau hören, dein Glas Wein bring' ich dir, wenn ich wieder durchkomme, mit. —“

Und der Greis saß und lauschte den Harmonieen, —

welche aus dem Saale erklangen; sie durchdrangen sein ganzes Herz, wie der Kuß des Lenzes die Erde. — Vermag Etwas ein zum Tode erstarrtes Herz wieder zu beleben, wenn selbst die Macht der Liebe daran scheiterte, so ist es die Tonkunst in ihrer Reinheit, wie sie dem Himmel entstammt und von den größten Meistern geübt wurde.

Mehrere Stunden mochte der Alte so gesessen haben, als der Laquai, der während dieser Zeit ihm schon öfter in seinem Winkel einen kurzen Besuch gemacht hatte wieder zu ihm trat.

„Es ist Zeit, Väterchen, daß du gehst!" sprach er gutmüthig, „die Gesellschaft wird auch gleich aufbrechen, mein Bursche soll dich nach deiner Wohnung führen."

„„Das war eine herrliche Musik,"" rief der Greis tief aufathmend.

„So?" entgegnete der Bediente — „Nun, das freut mich, daß sie dir gefiel, um so mehr, als Alles, was du diesen Abend hier hörtest, von einem und demselben Meister, dem Gaste meiner gnädigen Herrschaft ist."

„„Wie heißt er?"" fragte rasch der Greis.

„Es ist der Herr Naumann, Capellmeister beim Churfürsten von Sachsen.“

„„„Ein Sachse?““ rief der Greis erfreut — „„Naumann? — ja freilich! der ist brav — wo wohnt er?““

„Hier im Hause.“

„„Laßt mich ihn sprechen.““

„Herzlich gern, ich will dich melden, wenn du etwas von ihm erbitten willst.“

— „„Erbitten? nein! ich will ihm danken.““

„Auch gut! willst du morgen früh kommen?“

„„Ich komme.““

Nicht wenig war Naumann verwundert, als am andern Morgen der Laquai ihm den alten Musikanten meldete und ihn bat, den alten Mann doch nicht abzuweisen. Auf die Frage: wer denn der alte Musikant sei und wie er heiße, wußte der Laquai weiter nichts zu antworten, als: „es ist eben der alte Musikant, seinen Namen weiß wohl Niemand in Berlin; übrigens ist er zu Zeiten halb irre, versteht aber die Musik aus dem Fundamente, wie mir einige andere Musikanten gesagt haben.“

„„„So laß er ihn kommen!““ entgegnete Naumann gutmüthig, der Laquai öffnete die Thüre und der alte Musikant trat ein.

Naumann stutzte, als er den Greis erblickte, dessen Haltung, trotz der ärmlichen Kleidung, würdig und edel war. Er ging ihm entgegen und sprach: „Ich heiße Sie willkommen, mein Herr, weiß ich auch Ihren Namen nicht! Man hat Sie mir als einen Kunstgenossen angemeldet, das ist mir genug.“ Er bot ihm einen Stuhl an und nöthigte ihn zum Sitzen.

Der Greis, ohne sich zu setzen, erwiederte: „„„Ich kam nur Ihnen zu danken, Herr Capellmeister, für den herrlichen Genuß, welchen Sie mir gestern Abend bereiteten! Ich war ein heimlicher Zuhörer des Concerts, worin Ihre neuesten Compositionen aufgeführt wurden. Ihnen soll mein Name kein Geheimniß bleiben! ich heiße — Friedemann Bach.““

Wie vom Donner gerührt, stand Naumann, als er diesen Namen hörte.

„Friedemann Bach!“ wiederholte er endlich mit Staunen und Wehmuth, „der große Sohn des gro-

ßen Sebastian? — guter Gott! noch im vorigen Jahre besuchte ich Ihren Bruder Philipp Emanuel in Hamburg, der treffliche Greis betrauert Sie als todt. —"

„„Ich will es sein für ihn, für Alle, welche aus früherer Zeit mich kennen; denn furchtbarer würde die Kunde meines Lebens und wie ich lebe, sie erschüttern, als die Kunde meines Todes. — Selbst in dieser Stadt weiß Niemand, daß Friedemann Bach noch lebt! selbst Mendelssohn nicht, der edle Freund des großen Lessing, dessen Verwendung ich es dankte, daß ich, so lange er lebte, mindestens nicht zu darben brauchte."

„Was kann ich für Sie thun?" rief Naumann, „ich kenne Ihre Lebensgeschichte, Ihr Bruder erzählte sie mir! — O wüßten Sie, was ich schon so lange für Sie empfand, und jetzt um so lebhafter — Bewunderung, Liebe, Trauer! Was kann ich für Sie thun?"

„„Nichts!"" versetzte Friedemann, „„Sie haben Alles für mich gethan, indem Sie mir zeigten: was ich hätte thun können und sollen! Ja, was Sie vollbracht, das war es, was ich wollte, wornach ich rang als Jüngling, Mann — und als armer vergessener Greis! — Sie wissen es, worin ich fehlte,

warum mir Nichts gelang, nicht einer all' der kühnen glühenden Entwürfe. Aber Sie bedürfen keiner Warnung, Sie wandeln sicher und heiter auf der rechten Bahn, und so kann ich denn Nichts thun, als Ihnen danken für Ihre herrlichen Werke. Gottes Segen mit Ihnen auf Ihrem ferneren Lebensgange — jetzt — ich fühl' es, hab' ich nichts mehr auf Erden zu schaffen.''''

Als Naumann sich wieder gefaßt hatte, fragte er umsonst nach der Wohnung des alten Musikanten, da Friedemann dem Burschen, welchen der Laquai ihm den Abend vorher mitgegeben, nicht gestattet hatte, ihn bis in seine Wohnung zu geleiten.

Mehre Tage forschte Naumann vergebens; da führte ihn endlich der Zufall in eine Gesellschaft mit Moses Mendelssohn zusammen; sogleich erzählte er diesem sein Abenteuer. Mendelssohn erstaunte, als er die Kunde vernahm, Friedemann Bach lebe noch und zwar in Berlin. Er gab Naumann das Versprechen, am andern Morgen mit ihm nach Friedemanns alter Wohnung zu gehen; vielleicht daß er dort noch wohne, oder daß sie wenigstens Auskunft über seinen jetzigen Aufenthalt erlangen könnten.

Naumann stellte sich zur bestimmten Stunde in

Mendelssohns Behausung ein, und bald erreichten sie das dem Freunde Lessings wohl bekannte Haus in der Friedrichsstadt.

Sie traten ein. Die alte Wirthin empfing sie.

„Wohnt der Herr Friedemann Bach noch hier?“ fragte Mendelssohn.

„„Ach du lieber Gott!““ versetzte die Wirthin, indem sie sich mit der Schürze eine Thräne aus den Augen wischte, „„gestern früh um diese Zeit trugen sie mir meinen armen alten Musikanten hinaus! Er starb gerade drei Wochen nach seinem jungen Freund, dem Maler .....“ Sie konnte nicht weiter reden.

Im Innersten ergriffen verließen Moses Mendelssohn und Naumann das Haus.

Klagst du um ein verfehltes Leben? — hoffst du auf Jenseits? — Klagst du, wozu die Hoffnung? hoffst du, wozu die Klage! — Muth, Kraft im Streben, im Alleinstehen, wenn es sein muß! So betritt der Mann und Künstler die Bahn der Unsterblichkeit wie der Vernichtung.

Inhalt des ersten Bandes.





